

München.



Freuden und Leiden

aus dem

Kinder-Leben.

Ein Preisbüchlein

für

gute fleißige Kinder

von

Isabella Braun.

München.

Verlag des katholischen Büchervereins.

1857.

Vorwort

an die Kinder.

Eines der schönsten Feste im Jugendalter ist gewiß dasjenige, welches nach zurückgelegtem Schuljahre den Kindern die Anerkennung ihres guten Betragens und ihres regen Fleißes spendet, indem sie ehrende Preise-Bücher erhalten; denn treue Pflichterfüllung gibt dem Herzen gar ein süßes Bewußtsein. Auch Kinder haben schon ihre kleinen Pflichten; sie sind die Vorbereitung für die größern, welche der liebe Gott ihnen später auferlegt; Er aber, der göttliche Kinderfreund, hat gewiß die größte Freude an diesem Feste der Pflichterfüllung.

Oftmals habe ich in frühern Jahren, wo ich als Lehrerin unter den Kindern weilte, ihnen selbst die Preisebücher zugetheilt. Der Freudenstrahl im Kinder-

Gesichte war mir ein Sonnenschein des Glückes, der bis in meine Seele drang und sie noch jetzt erhellt mit lieblicher Erinnerung. Darum gereicht es mir zur größten Freude, durch dieses kleine Buch wieder Theil zu nehmen an solchen Kinderfesten, oder doch den Eltern damit Gelegenheit zu geben, ihre Kinder für gute Sitte und Fleiß zu belohnen.

Es sind keine seltsamen, wunderlichen Geschichten; es sind nur ganz einfache Begebenheiten. Aber sie sind wahr; ich habe sie meistentheils selbst unter Euch erlebt; sie sind ein Spiegel Eures innern und äußern Lebens. Und doch heißen sie „Freuden und Leiden." — Freuden gibt es viele in der Jugend; fast jede Stunde und jeder Tag bringt eine neue, denn die Jugend ist von Gott zur Freudenzeit des Lebens geweiht. — Aber auch von Leiden ist sie nicht verschont, weil der liebe Gott am allerbesten weiß, daß manchen Kindern nicht allein die Zucht der Eltern genügt, sondern daß Er selber schon frühzeitig sie in die Leidensschule nehmen muß. Doch daraus folgen sonnenhelle Tage einer höhern Erkenntniß und des himmlischen Vaters Güte läßt auch in dieser Leidensnacht manches hellblinkende Freuden-Sternlein aufgehen. Die meisten Leiden aber bereitet

das Kind sich selber, wenn es auf dem Wege seiner Pflicht strauchelt. Dann legt sich wohl ein trüber Nebel auf den Sonnentag der Jugend, bis er sich auflöst in Reuethränen über die Kinderschuld. Gott aber schaut mit Seiner Gnade in diese kindliche Traurigkeit, daß sie bald wieder sonnenhell wird, wie ein Maientag und die Thränlein farbig glänzen gleich dem Regenbogen des Friedens.

So nehmt denn, meine jungen Freunde, dieses Büchlein fröhlich auf und mög es Euch nur halb so viele Freude machen, als mir die Abfassung gewährte; möge es Euch kindlich erhalten, wie mich die Erinnerung an Eure Kindlichkeit selbst wieder innerlich verjüngte. Gott sei mit Euch auf dem Wege des Lebens; die heilige Mutter Maria breite ihren schützenden Mantel über Euch und die Engel des Himmels mögen Euch geleiten, damit Ihr der reinen Freuden viele genießt und die Leiden sich für Euch wieder umwandeln in unvergängliche Freuden.

München im Januar 1857.

Die Verfasserin.

das Kind sich selber, wenn es auf dem Wege seiner Pflicht strauchelt. Dann legt sich wohl ein trüber Nebel auf den Sonnentag der Jugend, bis er sich auflöst in Reuethränen über die Kinderschuld. Gott aber schaut mit Seiner Gnade in diese kindliche Traurigkeit, daß sie bald wieder sonnenhell wird, wie ein Maientag und die Thränlein farbig glänzen gleich dem Regenbogen des Friedens.

So nehmt denn, meine jungen Freunde, dieses Büchlein fröhlich auf und mög es Euch nur halb so viele Freude machen, als mir die Abfassung gewährte; möge es Euch kindlich erhalten, wie mich die Erinnerung an Eure Kindlichkeit selbst wieder innerlich verjüngte. Gott sei mit Euch auf dem Wege des Lebens; die heilige Mutter Maria breite ihren schützenden Mantel über Euch und die Engel des Himmels mögen Euch geleiten, damit Ihr der reinen Freuden viele genießt und die Leiden sich für Euch wieder umwandeln in unvergängliche Freuden.

München im Jänner 1857.

Die Verfasserin.

I.

Vom Sonnenscheine.

Der Frühling ist gleich einem Königssohne. Bevor er auszieht, seine alljährliche, weite Triumphreise zu halten, sendet er seinen Herold voraus und läßt sein baldiges Nahen verkünden. Heute hat derselbe mit lindem Hauche das erste Frühlingszeichen geblasen. Alsogleich schloß sich ihm die Erde auf und begann die Vorbereitungen zum würdigen Empfange. Das Schneeglöckchen läutete zur Vorfeier; geschäftig stiegen die Gräser empor und schauten vergnügt in die Welt hinein. Die versteckten Triebe im Baumzweige schlüpften hellgrün angekleidet hervor, zogen zuerst das Mäntelein eng an den Leib, schlugen es aber bald auseinander, als sie den linden Hauch verspürten.

Jetzt bestellte der Herold die Frühlingsmusikanten und vertheilte sie in Wald und Feld. Ueber der Wiese

schwebte zuerst eine Lerche und trillerte wunderbar fein, bald weit unten, bald hoch oben; sie konnte es vor Glückseligkeit gar nicht an einem Platze aushalten; es drängte sie, dem weiten Umkreise den Frühlingsjubel zu verkünden. Im Walde sang die schwarze Amsel ihr flötendes Lied und die Drossel stimmte mit der Meise und dem Finklein sogleich lustig ein. Bald waren alle beflügelten Waldmusikanten beisammen und das herrlichste Conzert nahm den Anfang. Volle Chöre, Duette und vielstimmige Lieder wechselten mit einander und die Menschen eilten zum Walde, um die herrlichen Melodien zu hören.

Inzwischen war der Frühling wirklich in vollständiger Begleitung angelangt und schlug das große Sonnenauge auf. O, wie das so liebend und warm auf alle Wesen hernieder blickte, daß Jegliches ihm sein Innerstes öffnete! Alles, was bis jetzt im Winterschlafe erstarrt lag, erwachte: Gräser, Blätter, Blumen, Käfer jeder Art, und die Erde hauchte von Neuem den Lebensodem als Morgengebet in die Luft. Da begann ein herrliches Fest; die Menschen nahmen Theil daran und heiligten es. In allen Kirchen weit und breit begann es zu läuten. „Halleluja! Christ ist erstanden! es gibt keinen Tod; es gibt nur einen Schlaf zu schönerm Erwachen!“

So läuteten die Glocken; so sangen die Engel im Himmel; so jubelten die Menschenzungen und Menschen-Herzen, und die ganze Natur stimmte ein. „Halleluja!“

sangen die Vögel; — „Halleluja!“ murmelte die Quelle; — „Halleluja!“ rauschte der Bergstrom und donnerte der Wasserfall; — „Halleluja!“ flüsterte das Lüftchen und „Halleluja!“ nickte jedes Blümchen, jeder Grashalm. O! die Natur lobt den Herrn, ihren Schöpfer, immer und immer! Kinder, thut eure Ohren auf, damit ihr es hört und macht eure Seele bereit, es zu verstehen!

So wurde der Frühling eingeweiht. Nach dem Auferstehungsfeste aber kamen die Arbeitstage. Die Sonne übernahm ihr Mutteramt und spendete überall Werke des Wohlthuns und der Barmherzigkeit, und bei solch einem Werke wollen wir sie nun belauschen.

Der Frühling hatte bereits die Wälder und Wiesen wunderlieblich geschmückt. Im neuen Kleide prangten seine ersten Kinder: das Gänseblümchen, die Primel und endlich auch das süßduftende Veilchen. Im jungen Moose funkelte es von Käfern, daß man glauben konnte, es sei mit kostbaren Rubinen und Smaragden gestickt. Die schlanken Gräser hoben sich in die Höhe; eines streckte sich über das andere; alle standen sie zierlich zusammengeschaart. Wenn dann der Zephyr darüber schwebte und sie spielend schüttelte, dann ging's lustig zu unter dem jungen Volke. Ueber ihnen wölbten sich bereits die Baumzweige von grünem Schimmer durchwebt und noch weit höher leuchtete das reine Blau der

Lüfte. Die Sonne glänzte in wunderbarer Herrlichkeit, wie eine Königin und breitete ihre goldenen Strahlen gleich unzähligen Armen über die Erde aus. —

So war's ringsumher beschaffen. —

Aber in Mitte des tiefen Waldes befand sich ein Plätzchen; dahin war die Frühlingssonne noch nicht gekommen. Wie das so kahl und öde da lag, so ganz und gar vergessen von all der Frühlingsherrlichkeit! Enggedrängt an einander stand hier Baum an Baum; es sah fast undurchdringlich aus; deßhalb hatte es die Sonne wohl nicht gesehen und es mußte schmachten in Vergessenheit. Nur ein kleines Veilchen hatte sich im stillen Drange hervorgeschlichen und ihm war eine Gräserschaar gefolgt. Doch es half ihnen nichts! ihr reger, guter Trieb verkümmerte in der Dunkelheit; die Gräser schauerten und kauerten sich zusammen, blieben klein und armselig, und das Veilchen konnte sich nun vollends gar nicht entfalten. —

Als eines Tages die Sonne wieder ihre segnende Rundreise hielt, da entdeckte sie plötzlich das langvergessene Plätzchen. — Sogleich hielt sie inne. — Erbarmungsvoll und liebend blickte ihr Auge hernieder auf den engen Kreis, auf die armen Blätter, — auf die Gräser und auf das kranke Veilchen, die sich alle selber nicht helfen konnten zum Aufblühen.

Schnell brach die Sonne sich Bahn durch die Zweige und ist der Weg auch noch so schmal und eng und das Plätzchen noch so verborgen, öde und armselig, — sie

dringt durch und küßt das Veilchen warm und innig. Diesem wurde es wundersam wohl dabei, denn es hat in dem mütterlichen Sonnenkusse die Liebe und das Erbarmen verspürt und alsogleich schloß es sein Herz auf. Das kranke Veilchen ist mit einem Male völlig genesen; es öffnet seinen Blüthenmund und haucht würzige Düfte aus. Aber auch zu den Gräsern neigt sich die Sonne; Alles lächelt sie an, spendet Wohlthaten und berührt die verkümmerten Triebe mit ihrem goldenen Finger. Damit ward Allen geholfen; in das stille Plätzchen zog Glückseligkeit und Wonne; eifrige Thätigkeit begann sich zu regen und der frische Muth brachte selbsteigene Kräfte hervor.

Als nun die Sonne ihr edles Werk der Barmherzigkeit gethan hatte, lächelte sie gar huldsam zum Abschiede und zog weiter. Oftmals kehrte sie wieder und sah freundlich nach, ob man ihrer Hilfe bedürfe, damit nicht wieder Oede und Traurigkeit einschleiche. Doch es blieb Alles gut. —

Das ist die kleine Geschichte vom Sonnenschein, liebe Kinder! — Wer aus euch verstände nicht, was sie bedeutet. Oftmals wiederholt sie sich im Leben. So manchen armen Kindern geht es wie dem Veilchen und den Gräsern: sie können auch nicht gedeihen, nicht wachsen, nicht lebensroth und jugendfrisch werden vor bittrer Armuth in ihrem dunklen, feuchten, kalten Kämmerlein.

Aber auch zu ihnen schickt der liebe Gott gute Menschen, die mit dem Sonnenstrahle der Nächstenliebe das öde Plätzchen erhellen, Wohlthaten spenden und den halb erstorbenen Muth beleben. Dann ersteht auch ihnen ein neuer Lebensfrühling; süß duftende Tugenden erblühen und vor allen die Tugend der Dankbarkeit.

Gesegnet seien solche Menschen, die das „Sonnenamt" in den Hütten der Armuth verwalten!

II.

Der Waisenknabe.

Vor mehreren Jahren lebte ich in einem kleinen Landstädtchen. Von der einen Seite eines stattlichen Eckhauses übersah ich den weiten Kirchenplatz und erfreute mich an den frommen Leuten, die zu jeder Tageszeit beim lieben Gott Einkehr hielten; die anderen Fenster richteten sich gegen ein schmales Gäßchen voll armseliger Häuser, in denen meist Handwerksleute wohnten. An jedem Hause befand sich ein kleiner Hof, wo im Sommer sich die Kinder herumtrieben, die Hausfrau wusch und die meisten ihrer häuslichen Arbeiten verrichtete. Thüren und Fenster standen meist offen und so konnte ich fast Alles sehen und hören,

was dort geschah. Erfreulich war nun dieß nicht sonderlich, denn welches Menschenherz zöge sich nicht traurig zusammen, wenn das Auge auf Noth und bittren Kummer schaut. Aber hie und da gab es auch manchen rührenden Anblick; ich vernahm die heilige Sprache des Gottvertrauens und der Ergebung in seinen Willen, so, daß ich in müssigen Stunden immer wieder zu meinem Fenster ging und beobachtend hinausschaute. So ein erlauschtes Stücklein will ich euch, liebe, junge Leser, zu Nutz und Frommen erzählen; aber ich muß zuvor die Umgebung näher beschreiben und überhaupt weit ausholen.

Meine nächsten Nachbarn, gerade den Eckfenstern gegenüber, waren Schuhmachersleute. Das Häuschen genoß an seiner Vorderseite wenig Sonne und im innern Haushalte herrschte gar ein sonnenloses, freudearmes Lebens; denn das Licht des Glaubens und der Religion überhaupt, welches ja des Lebens Leuchte ist und jede Noth erhellt, war daselbst noch nicht aufgegangen. Wenn der Mann das Leder klopfte, schlug er oft viel stärker darauf, als nöthig war, denn der Aerger und die Unzufriedenheit klopften mit; er mußte, wie er zu sagen pflegte, seinen Unmuth auslassen, brummte dabei über die harten Zeiten, über das theure Leder, über die schlechte Bezahlung und allerlei; er hatte soviel zu klagen, daß er von Früh Morgens bis spät Abends damit nicht fertig wurde, obwohl er an jedem Tage von Neuem anfing.

Das Weib machte auch immer ein mürrisches Gesicht und hatte viel zu zanken: über das theure Brod, die schlimmen Kinder, für die man nur immer flicken und waschen müsse, über die bösen Nachbarn, — kurz und gut — über gar Alles. Es waren also keine guten Menschen, diese Schustersleute, denn wer gut ist, nimmt Alles freudig aus Gottes Hand, wie es eben kömmt und wie Gott es für tauglich hält.

Nun hatten sie aber auch Kinder. Obgleich das Essen spärlich aufgetischt wurde und die Kleider arg zusammengeflickt waren, ging es den Kindern doch nicht schlecht; eigentlichen Hunger hatten sie niemals zu leiden; die natürliche Mutterliebe sparte sich da und dort etwas vom Munde ab, um es den Kindern zu geben, wenn der Bissen auch unfreundlich hingeworfen wurde. Doch was verstanden diese Kinder von guten Worten! wenn sie nur etwas bekamen, war es ihnen ganz einerlei, wie, — sie fühlten sich doch von den Eltern geliebt. Im Uebrigen hatten sie freien Laufpaß. Hannes mußte die Stiefel und Schuhe austragen, schlenderte dabei pfeifend durch die Gassen und litt nie an Langweile; das „Burgerle,“ — wie man das Mädchen nannte, war noch zu nichts brauchbar, die hieß man stets „ausser dem Wege gehen“ — und dieß that sie getreulich. Sie lief ohne Aufsicht in Wies und Feld und in den Nachbarshäusern umher und kam nur zum Essen und zur Schlafenszeit nach Hause. — So meinten die Kinder, es gehe ihnen gut, und manche

meiner Leser werden das Gleiche denken. Aber dem war nicht so — es geht eben nur jenen Kindern gut, welche eine sorgsame Erziehung genießen und frühzeitig lernen, dem lieben Gott zu dienen mit reinem Herzen. —

Aber es war noch Jemand im Hause, dem es auf gar keine Weise gut ging. Dieß war Joseph, der Waisenknabe. Als er noch in den Windeln gelegen, starb sein braves Mütterlein und in seinem dritten Lebensjahre verlor er auch den Vater, ehe sein kleines Kinderherz die Wonne der Elternliebe kennen gelernt hatte. Nun nahm sich seiner der Armenpflegschaftsrath an. Es befand sich in dem Orte kein Waisenhaus; für die kleine Summe von jährlich fünfzig Gulden wurden die Kinder in Kost und Pflege gegeben. Es bewarben sich meist arme Leute darum; sie gedachten aus der kleinen Summe noch Nutzen zu ziehen und da kann man sich denken, wie bitter übel es oft den armen Waisen ging. Joseph war also so ein armes Waisenkindlein, welches den uns bekannten Schustersleuten übergeben wurde. Es war ein gar gutes Büblein, von Natur aus sanft wie ein Lamm, das nicht unter der Scheere zuckt, dabei immer freundlich und gehorsam. Er zitterte wie Espenlaub vom Nordhauche bewegt, wenn eine rauhe Stimme ihn anfuhr und that in übereiligem Gehorsame oft manches gar ungeschickt, worüber eine liebende Mutter freundlich gelächelt hätte; aber die Schustersfrau war seine Mutter nicht und fuhr ihn so hart an,

daß der Kleine es noch ungeschickter machte und von Neuem als ein boshaftes Kind gestraft und gescholten wurde.

Nun wären freilich die beiden andern Kinder zur Geschwisterliebe dagewesen; auch eine Liebe, die dem Herzen so unnennbar wohl thut; aber Hannes und Burgele liebten den Waisenknaben nicht, der ihnen, wie sie sagten, das Brod weg aß. Sie erwählten ihn gleichsam zum Blitzableiter, an dem nicht selten der Eltern Zorn herabfuhr, wenn ein Gewitter über ihren Häuptern schwebte, das sie durch Unart herbeigezogen hatten. Wenn Hannes oder Walburg eine Schüssel zerbrach, ein Blatt aus dem Lehrbuche riß, die Schiefertafel zerschlug, oder etwas anderes angestiftet hatte und der Vater höchlich erzürnt nach dem Thäter forschte, hieß es immer: das hat wieder der ungeschickte Joseph gethan. Anfangs leugnete derselbe es standhaft; dann aber nahm der Schuhmacher den steifen Lederriemen und schrie: „Gesteh' es gleich ein, oder ich haue dich lederweich." Er gestand es nicht ein und wurde auf's Härteste gezüchtigt. „So," — sprach der Vater — „nun bist du hoffentlich gezogen und für ein anderes Mal wirst du das abscheuliche Lügen und störrische Leugnen bleiben lassen."

Von diesem Tage an gestand der arme Joseph Alles ein, was er gethan und was er nicht gethan hatte, denn so arge Streiche, wie das erste Mal, bekam er doch nie mehr. Aber damit wurde er auch der

„Sündenbock" seiner Geschwister und so ängstlich schüchtern, daß er Alles heimlich that.

Als er sechs Jahre zählte, mußte er in die Schule gehen. Das machte ihm Anfangs große Freude. Ihm gefiel das hohe, weite Schulzimmer mit dem Kreuze und den schönen Königsbildern an der Wand ausnehmend wohl.

Der Lehrer war auch ein gar guter Mann und sah ihn so freundlich an, wie ihn zuvor Niemand angesehen hatte. Joseph saß so still und unbeweglich auf seinem Platze, als wären die kleinen Händchen auf die Bank genagelt. Er verwandte kein Auge vom Lehrer und betrug sich in gar jeder Beziehung musterhaft. Da kam auch der Herr Pfarrer in die Schule und als er den kleinen stillen Joseph beobachtet hatte, strich er demselben freundlich über die Haare und sagte: er solle nur immer so brav bleiben. Dies that dem Knaben so wohl, daß er im ganzen Gesichte freudenroth wurde.

Dies waren einige recht glückliche Tage, ein Sonnenaufgang der Zufriedenheit für das arme Waisenkind. Aber es folgte darauf gar bald der Sonnenuntergang. Hannes stund in gleichem Alter und befand sich in der gleichen Schule. Aber er war nicht so ruhig, sondern trieb allerlei Unfug, den der Lehrer bestrafte; er stellte ihm seinen Bruder als Beispiel vor und wies dem Hannes einen schlechtern Platz an. Darauf folgten nun falsche Anklagen ohne Ende; der Lehrer stellte ein Verhör an; aber Joseph gestand auch in der Schule

Alles ein, wahr oder unwahr, und so kam es, daß der getäuschte Lehrer ihn bald für einen durchtriebenen Duckmäuser hielt.

Joseph war kein geistig gewecktes Kind. Er lernte und begriff schwer und wenn er auch Etwas wußte, getraute er sich doch nicht, eine Antwort zu geben aus lauter Furcht, es möchte nicht die richtige sein. Wenn er vom Lehrer aufgerufen wurde, fuhr er ganz erschrocken zusammen; sein Herz klopfte; eine dunkle Röthe überflog sein bleiches Gesicht; er stotterte und schwieg dann aus Schrecken über sein Stottern, Rothwerden und Zittern. Beim Lesen zeigte er mit dem kleinen Finger gewissenhaft in dem Buche nach; kam die Reihe an ihn, dann konnte er ganz gut weiter lesen, wenn er es auch mit leiser, schüchterner Stimme that. Rief ihn aber der Lehrer hingegen unerwartet auf, dann fuhr er zusammen, daß sein Finger aus dem Geleise rutschte, es flimmerte ihm vor den Augen und er wußte nicht fortzufahren. Da sagte wohl der tückische Hannes: „Herr Lehrer, er hat geschlafen!“ — und der arme Joseph sagte nicht: nein. Das brachte ihn bald um die Gunst des Lehrers, der hundert Kinder in der Schule hatte und nicht Alles so gründlich durchschauen konnte. Er galt für ein heimtückisches, scheinheiliges, faules und dummes Kind; er hörte das so oft, daß er es selbst gründlich glaubte und bei seiner ersten Beichte gar nicht das Gewissen zu erforschen brauchte; er wußte ja bereits: „Ich bin ein heimtückisches, scheinheiliges, faules

Kind; alle Leute sagen es, und so muß es wohl wahr sein."

So ging es fort, bis Joseph und Hannes eilf Jahre alt waren und der Zeitpunkt für unsere kleine Geschichte eintrat. Etwas hatte sich jedoch in der traurigen Lage des armen Josephs gebessert und das will ich nun zuvor erzählen. Es kam in dem Schustershause ein kleines Kindlein zur Welt. Als er zum ersten Male vor dem Korbe stand, in dem es lag, konnte er sich an dem kleinen Wesen gar nicht satt sehen. Dessen Händchen und Fingerchen waren so winzig klein, daß er nicht begreifen konnte, wie es dieselben doch zu rühren vermochte; er mußte sie immer betrachten und als er sie einmal berührte, hatte er so große Freude daran, daß er sie gar nicht mehr loslassen wollte. Man konnte ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihn zum Hüter des Kindes aufstellte. Später durfte er es sogar im Kissen eingewickelt in der Stube umher tragen und als das Frühjahr so warm anrückte, und als die Sonne sogar das Bänkchen im Hofe beschien, — durfte er's hinaus tragen auf das kleine, sonnige Plätzchen. Da wachte in seinem Gesichte der Ausdruck reinster Glückseligkeit auf. Dieses Kindlein war das einzige Wesen, vor dem er sich nicht fürchtete. Als es ihn zum ersten Male anlächelte, nach seinen Haaren und seiner Nase griff, da empfand Joseph eine ganz unbeschreibliche Freude. Er liebte das Kind über Alles und dieses verlangte hinwieder nur nach ihm. Wenn es noch so laut

in seinem Bettchen schrie und Joseph sich ihm nahte, — ging augenblicklich das Weinen in ein Lachen über; es streckte die Aermchen verlangend aus und ruhte nicht eher, als bis Joseph es heraus nahm und seine Späße trieb. Das war ein gar heitrer Sonnenschein der Liebe, welcher dem Waisenknaben das sonnenlose Haus und sein freudeloses Herz verklärte. Er wurde nun förmlich als Wärter des kleinen Brüderleins angestellt und allmählig trug es ihm manches Gute ein. Die strenge Pflegemutter bewies sich seit dieser Zeit weniger hart gegen ihn und Joseph war dafür so dankbar, daß er sich oft innerlich vorsagte, wie gut es doch von der Mutter sei, ihn nicht zu quälen. Aber die Rose der Freude hatte auch seine Dornen, die ihn oftmals ritzten. Es war ihm nun jede freie Stunde für seine Aufgaben genommen und er wurde in der Schule nicht allein mehr aus Ueberraschung und Schüchternheit roth, sondern weil er wirklich die Fragen nicht beantworten konnte. Täglich verlor er mehr und mehr die Liebe seines Lehrers; einer der letzten Plätze ward seine Errungenschaft; der Armenpflegschaftsrath machte deßwegen dem Schuhmacher Vorwürfe; dieser hielt dem Knaben eine derbe Strafpredigt und nannte ihn einen nichtsnutzigen Buben. —

So standen die Sachen in der kleinen Familie meiner Nachbarsleute bis zu jenem Tage, von dem ich anfangs sprach.

Es war ein gottfreudiger Sonntagsnachmittag. Die

ganze Nachbarschaft schien ausgezogen; alle Thüren waren geschlossen; die Gasse leer. Nur einige Täublein trippelten vorsichtig auf den Steinen und suchten sich die Körnlein, welche ich hinabzustreuen pflegte, weil ich diese reinlichen, freundlichen, zutrauungsvollen Thierchen so liebe und gerne in deren klare Aeuglein schaue. Auch im Schustershause war es heute stiller als gewöhnlich, da der Vater die beiden Kinder mit fortgenommen hatte. Die Mutter sah einmal aus dem Dachfensterlein; sie ordnete allerlei in der Bodenkammer, wofür sie an den Werktagen nicht wohl Zeit finden mochte.

Da mein Fenster sich im zweiten Stockwerke befand, konnte ich von da aus über die kleine Mauer sehen, welche den Hofraum des Schuhmacherhauses umschloß. Es war gar kein übles Plätzchen so von der Ferne beschaut. Ein alter Fliederbusch senkte seine Zweige über einen Theil des Schuppens, denn die liebe Natur ist stets geschäftig, auch das verwahrlosteste Winkelchen zu schmücken. Der Schuppen selbst bestand aus zwei Abtheilungen; die eine war verschlossen und zum Stalle für die einzige Kuh des Schuhmachers eingerichtet; die andere stand offen und schützte wenigstens von Oben allerlei Feldgeräthschaften, die neben und über einander in sonderbarer Unordnung standen. Im freundlichsten Winkelchen, wo in heißer Sommerzeit die Sonne ihre warmen Strahlen spielen ließ, stand ein Bänkchen. Ich überschaute lange diesen engen Raum, als ich plötzlich im hintersten Winkel des Schuppens, fast verborgen

durch die erwähnten Geräthschaften, den Waisenknaben entdeckte und es schien auch seine Absicht zu sein, sich hier zu verstecken. Er hielt ein Buch in der Hand und las eifrig. In diesem Eifer sagte er allmählig einige Worte laut und ich konnte dieselben bei angestrengter Aufmerksamkeit verstehen, da sie mir ohnedem wohl bekannt waren. Es war eine Stelle des Katechismus und er wiederholte auf kindliche Lernweise zu Dutzendmalen immer wieder denselben Satz. Aber er unterbrach sich oft, indem er ängstlich auf jeden Laut im Hause zu horchen schien. Plötzlich ertönte aus demselben eine laut kreischende Stimme: „Joseph, Joseph! nichtsnütziger Schlingel, wo steckst du denn?" — Des Knaben erste und unwillkührliche Bewegung war, sich schnell zu ducken und zu verbergen. Als jedoch die Hinterthüre sich öffnete und die Mutter unter dieselbe trat, vernahm er das laute Weinen des Kindes. Rasch stand er auf, verbarg sein Buch und sprang über die Geräthschaften der Thüre zu, denn die Liebe zum Kinde war stärker, als seine angeborne Furcht. Der Mutter Angesicht war heute in Zorn geröthet und sie rief: „Hab' ich dir nicht befohlen, das Kind zu hüten? dafür laufst du nun herum und kümmerst dich nichts um den kleinen Wurm, welcher so jämmerlich schreit, daß ich's bis in die Bodenkammer hörte. Warte nur, bis der Vater nach Hause kömmt; der soll es dir geben! Jetzt eile dich zum Kinde, ich muß an meine Arbeit gehen."

Der Vorwurf, daß er seinen Liebling vergessen und

vernachläßigt habe, schnitt dem Knaben in die Seele. Er hatte ja so sorgfältig die Hinterthüre offen gelassen, um jeden Laut zu hören, und nicht bemerkt, wie ein Zugwind sie schloß. Das Kind schlief so fest; morgen sollte er den Katechismus können und er vermochte nicht leise zu lernen, da blieb kein Wort in seinem Gedächtnisse haften, und doch fürchtete er, den kleinen Schläfer aufzuwecken. Er hatte es so gut gemeint und es war so böse ausgefallen! — Traurig ging er in die Stube und sein Herz war so übervoll, daß Thräne um Thräne aus seinen Augen rann. —

Nun sah ich das Bild durch den Rahmen des offenen Stubenfensters. Joseph stand am Bettchen, beugte sich über das weinende Kind, während auf seinen eigenen Wangen wohl noch die Thränen perlen mochten. Aber als das Kind seinen Spielkameraden sah, hörte dessen Schreien auf und es lächelte ihm augenblicklich holdselig entgegen, fuhr ihm in's Gesicht, sprutzte mit dem kleinen wortlosen Mäulchen nach Kinderart und streckte bittend die Aermchen aus. Da war wieder hellfunkelnder Sonnenschein in Josephs Angesicht; die Thränen an seinen Wimpern mochten wohl den Regentropfen an den Zweigen gleichen, in welche die Sonne leuchtet; des Kindes Lächeln und Lieben war ja sein gold'ner Sonnenstrahl! — Er nahm es auf den Arm und schritt mit ihm hinaus in den Hof, wo er sich auf die sonnichte Stelle setzte. Inzwischen hatten die Täublein alle Körner auf der Strasse aufgepickt und waren in den

kleinen Hof geflogen. Joseph lockte sie herbei und das Kind lachte und jubelte und Joseph lachte und jubelte gleichfalls. — Wie lange diese Freude gewährt haben mochte, weiß ich nicht, denn ich ging aus und kam erst gegen den Abend zurück. — Vor dem Hause lärmte nun die ganze Schaar der Nachbarschaft und auch Hannes und Walburg waren darunter. Meine Augen suchten den Waisenknaben; in der Stube war er nicht, denn das Kind bedurfte keines Hüters mehr, weil die Engelein ihm den langen, dauerhaften Nachtschlummer gewebt hatten. Endlich entdeckte ich ihn. Er saß wieder im Schuppen, nur mehr im Vordergrunde, weil bereits die Dämmerung nahte, er aber wieder in seinem Katechismus las.

Jetzt lehnte sich der Schuhmacher zum Fenster hinaus und frug den Hannes, ob er auch seine Aufgabe für morgen schon gelernt habe. Mürrisch murmelte dieser eine Entschuldigung, ging träge in's Haus, griff zum Schulsacke, suchte darin herum, fand das Buch nicht, warf daher Alles ungeduldig durcheinander, daß die Schiefertafel zu Boden fiel und klirrend zerbrach. Da kam der Vater herbei; nun klang's wirr durcheinander und endlich mischte sich auch Josephs Name darein, welcher gewiß das Buch heimlich heraus genommen haben werde.

Der Knabe wurde gesucht und bald mit dem Buche entdeckt. Hannes schrie unter Weinen: „Hab' ich's nicht gesagt, Joseph hat mir mein Buch genommen und dann

krieg ich Strafe, weil es nicht im Schulranzen ist und weil ich nicht lern. Aber wart' nur, morgen soll's der Herr Pfarrer erfahren!" Drohend nahm er sein Buch und ging.

Nun wandte sich der Vater zu Joseph: „Schämst du dich nicht, Duckmäuser, dich hier mit dem Buche zu verstecken und deinen Bruder vom Lernen abzuhalten? Was sind das für boshafte, heimtückische Streiche? Gleich komm hervor aus deinem Winkel."

Der arme Joseph hatte heute bereits zum zweiten Male eine Verkennung erfahren. Dies machte sein Herz zum Ueberfließen voll und er wagte zum ersten Male eine Vertheidigung, „daß er immer Strafe bekomme, wenn er im Katechismus nicht bestehe, daß er kein Buch habe." —

„Kein Buch habe?" — fiel ihm der Vater ins Wort. „Wo ist dein Buch?" Habe ich dir zu Anfange des Schuljahres nicht Eines gegeben?

„Ja aber es war schon alt und es fehlten viele Blätter" — wagte Joseph zu entgegnen.

„Warte Bursche!" rief nun der höchlich erzürnte Vater, — „ich will dich lehren, künftig dein Buch in Ordnung zu halten. Ist es nicht genug, daß man dich ernährt und kleidet, mußt du auch noch die Bücher, welche soviel Geld kosten, muthwillig zerreissen? Und war es nöthig, den Katechismus heimlich zu nehmen? Warum hast du das Lernen auf die letzte Stunde verspart? Hättest heute Nachmittag Zeit dazu gehabt, statt müssig herumzusitzen."

Joseph erwiederte auf all diese Worte keine Silbe. Die himmlische Tugend der Geduld war von seinem Schutzengel in sein armes, junges Herz gesenkt worden und die Saat sproßte dort auf zu einer Heilpflanze im Schmerze. Willig ließ er sich in's Strafwinkelchen setzen und dachte wohl an seinen kleinen Liebling, der so süß neben ihm schlummerte, während Hannes mit seinem wieder gewonnenen Buche zum Fenster hinaus sah, angeblich um das abnehmende Tageslicht noch zu benützen, mehr aber wohl, um seine Aufmerksamkeit zwischen Gasse und Buch zu theilen. —

Von diesem Tage an war Joseph der Gegenstand meiner täglichen Fensterbetrachtung und meiner regsten Aufmerksamkeit geworden. Ich hatte immer wieder Gelegenheit, Scenen wie die eben erzählte, zu beobachten und mich an Josephs sanftem, stillen Wesen zu erfreuen. Ich gewann den Knaben unbeschreiblich lieb und auch das kleine Kind, welches sein einsames Leben erheiterte. Endlich überdachte ich, daß es meine Pflicht erfordere, nicht nur ein stiller Beobachter zu sein, sondern auch dem armen Waisenknaben zu Hilfe zu kommen. Ich ging zu unserm würdigen Seelsorger und zum Lehrer und berichtete Alles wahrheitsgetreu, was ich seit Monaten im Schuhmachershause beobachtet hatte. Ein klarer Thau der Rührung netzte die Augen der

beiden edlen Männer und sie versprachen mir, daß dem Kinde geholfen werden solle. —

Es war wieder an einem Sonntage, aber die Jahreszeit war bereits zum Spätherbste vorgerückt, als drei Männer, der Pfarrer, der Schullehrer, und der Armenpfleger in des Schusters Hütte traten. Ich konnte ihr Gespräch nicht vernehmen, aber ich wußte dessen Inhalt ohnedem. Der Lehrer, welcher oft ganz unbewußt dem Waisenknaben Unrecht gethan, hatte sich bereit erklärt, den guten Joseph an Kindesstatt anzunehmen und dieß war es, was heute vollzogen werden sollte.

Ich sah nun wieder durch das offene Fenster einen Vorgang, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde, weil er mir den wunderbaren Sieg der Geduld zeigte. Der Pfarrer mochte wohl heimlich dem Schuhmacher die ernste Wahrheit gesagt haben. Ich sah sie beisammen in einer Ecke stehen; ich sah, wie des Mannes Gesicht sich zuerst in Verlegenheit und Zorn röthete, — wie der Ausdruck wechselte und bei der milden Zurede in Traurigkeit überging; dann sah ich die Beiden zur Mutter treten, welcher der Armenpfleger bereits die neue Anordnung mitgetheilt hatte. Sie hielt ihr kleines Kind auf dem Arme; dieser Arm zitterte; viele, viele Thränen stürzten auf des Kindes Wangen hernieder. Das wußte gar nicht vor Verwunderung über die vielen Leute, sollte es lachen oder weinen; es that Beides und entdeckte endlich seinen Joseph, der schüchtern im Winkel bei den lauschenden Geschwistern stand. Nun streckte es

wie gewöhnlich die Aermchen aus und rief dem Lieblinge in seiner eigenen Sprechweise.

Nun wurde Joseph von dem würdigen Seelsorger herbei gerufen; dieser führte ihn dem Lehrer zu und nannte denselben seinen neuen Pflegevater. Einen Augenblick lang sah ich Josephs Augen leuchten in Freude, als ihn der Lehrer bei der Hand faßte, ihn ein gutes Kind und seinen lieben Sohn nannte und als der Pfarrer wie im Segen die Hand auf sein Haupt legte. Dann aber schweiften rasch die Blicke auf die Mutter, auf den Vater, die Geschwister und hafteten endlich auf dem Kinde, das immer lebhafter nach ihm verlangte. Welche Bilder der Erinnerung mochten sich in des Knaben Seele jetzt zusammendrängen! O, das gute Menschenherz bewahrt nur Gutes! was ihm zu Leide geschah, wird weggespült von einer einzigen Thräne und Joseph sah die Mutter weinen. Er sah deren Blick ängstlich auf ihn gerichtet, — er sah Liebe in dem Mutterauge — und die Liebe gehörte ihm! Er sah den Mann, welchen er so lange Vater nannte, — wehmüthig auf ihn blicken; er sah die Geschwister traurig ob seinem Scheiden — er sah die ausgestreckten Aermchen des Kindes — und die Rührung und der Schmerz bemächtigten sich seiner weichen, dankbaren Seele. Er stürzte auf die Knie und rief: „O nehmt mich nicht fort! ich will da bleiben! ich will ein gutes Kind sein! wie soll mich etwas freuen, wenn ich meinen kleinen Friedl nicht mehr habe!“

Dieser Ausbruch kindlicher Dankbarkeit und Anhänglichkeit, welche sich an die rauhen Eltern schmiegte, gleich der jungen Pflanze, die sich um die kalte Mauer schlingt, weil sie ihr doch Schutz gewährt bei Sturm und Unwetter, — rührte die ganze Versammlung zu tiefst. Hannes und Walburg traten zu ihm und sagten: „O bleib da, wir wollen dich lieb haben und gar nie mehr plagen.“ Joseph aber nahm den kleinen Friedl auf seinen Arm und beschwichtigte ihn auf alle Weise, denn er hatte, unbewußt warum, nur weil Alles weinte, auch zu weinen angefangen. —

Damit endete dieser Auftritt. Die drei Männer reichten Allen die Hand, Frau und Kinder küßten jene des Seelsorgers und Alle geleiteten sie hinaus. —

Von diesem Tage an war in der Schuhmachers-Familie nur mehr Güte und Eintracht zu beobachten. Die Geduld und Sanftmuth des armen Waisen-Knaben hatte gleich der Sonne das düstere Gewölke, welches lange über diesem Hause lag, durchbrochen; Liebe und Güte zog als süßer Frühlingshauch durch die sonst so lieb- und freudlose Stube; Alle athmeten wie neugestärkt und fühlten sich glücklich. Der Pfarrer und Lehrer kamen oft zu ihnen und wenn der frühere Unmuth wiederkehren wollte, vertrieb ihn des Priesters frommes Wort. Die beiden Eheleute arbeiteten nun fröhlicher im Vertrauen auf Gott; sie erzogen ihre Kinder in der Furcht des Herrn und machten keinen Unterschied zwischen den eigenen und dem Waisenknaben,

der ihnen zum Segen geworden war. Gute Menschen standen ihnen freundlich bei, — nach Jahresfrist erlebten sie nach Innen und Außen bessere Tage.

Euch aber, meine lieben Kinder! habe ich diese kleine Geschichte erzählt, damit ihr die himmlische Tugend der Geduld recht lieb gewinnt, damit ihr ein Beispiel nehmt an dem sanften Waisenknaben und Euch das Sprüchlein für's Leben merkt: „Geduld überwindet Alles." Und wenn Eines meiner Leser ein Waisenkind im Kreise der Geschwister, oder doch unter den Gespielen und Mitschülern zählt, — o, so gebt ihm Liebe. Wer Vater und Mutter entbehrt, der gleicht dem dürstenden Wanderer an einer vertrockneten Quelle. Eilt zu ihm und tränkt ihn aus der sprudelnden Quelle ächten Nächstenliebe. Gott, der himmlische Vater, wird es Euch vergelten und Maria, die himmlische Mutter, wird ihren schützenden Mantel um Euch breiten, denn sie um Alle schlägt, welche die Worte beherzigen: „Ihr seid Kinder Eines Vaters, der im Himmel ist."

III.

Das Mai-Fest.

O du lieber, erster Maitag, bist du endlich erschienen! Wie holdselig heute die Sonne lächelt und sich über alle die Kinder freut, welche die gepflückten Wiesenblumen in's Körbchen legen und zur Kirche gehen, um sie dem lieben Gott zum Maiengruße zu bringen. Dort streuen sie dieselben auf den kalten Steinboden des Chores, daß er heute schöner geziert ist, als es der herrlichste Teppich vermöchte. Aus unzähligen Kehlen und Herzen steigen Dankeslieder zum Himmel empor; Alles stimmt ein, Jung und Alt, denn der Frühling lockt selbst aus dem Greisenherzen die Blüthen der Erinnerung an die längst entschwundenen Tage der Jugend und Maienzeit.

Aber nachdem man dem guten Gott in der Kirche Dank und Jubel dargebracht hat, beginnen nun auch die Maifeste in seinem zweiten Tempel, draußen in der Natur. Die Schaar der Kinder, der Jünglinge und Jungfrauen zieht durch die junge Flur, jauchzend und fröhlich in süßer Lenzfreude. In den Dörfern wird der alte Gebrauch auf's Neue geübt. Die Jünglinge errichten in Mitte des Ortes, auf dem freien Platze den hohen, prächtigen Maibaum. Jedes Handwerk hängt

seine Abzeichen daran und bis zur obersten Spitze glitzert es von Zierrath und schimmert es von buntfarbigen Bändern.

Jede Familie feiert das Maifest, je nach Umständen und Vermögen. Frau von Reizenau, eine reiche, vornehme Stadtdame, wollte ihrem einzigen Töchterlein Emma auch ein Maifest bereiten und lud deßhalb deren Gespielinen ein, um sich auf einer Wiese am Waldessaume zu vergnügen. Goldbetreßte Bedienten mußten daselbst zu einem reichlichen Erquickungsmahle Vorkehrungen treffen; nichts sollte fehlen, um es den Kindern recht angenehm zu machen. —

Emma's Gespielinen gehörten sämmtlich vornehmen Familien an, und erschienen zu diesem Feste in ihrem besten Staate. Sie hatten verabredet, ein Blumenspiel aufzuführen; deßhalb schmückte jedes Mädchen ihr Kleid mit derjenigen künstlichen Blume, welche sie vorstellen wollte, ja, manches war ganz damit übersät. Man glaubte, Primelen, Veilchen, Maiglöckchen, Vergißmeinnicht, Gänseblümchen, Tulpen, Rosen und Lilien leibhaftig herumwandeln zu sehen. — Emma hatte sich die Rolle der Blumenkönigin Flora auserwählt und prangte mit allen Blumen zumal. In den gelockten Haaren trug sie einen Kranz, ein zweiter hing ihr am Arme und in der rechten Hand hielt sie einen mit Blüthen umschlungenen Stab.

So zogen die Kinder mit einander auf die Wiese und die Eltern schloßen sich ihnen an. Alles schaute der

lieblichen Kinderschaar nach und es fanden sich viele Zuschauer ein, die aber von den Bedienten in Entfernung gehalten wurden. Auf der Wiese angekommen, begann nun das Blumenspiel und zwar auf folgende Weise: Sämmtliche Kinder — oder Blumen, wie wir sie nennen wollen, bildeten einen Kreis. Flora stellt sich vorerst auf die Seite, während die Andern miteinander singen, oder sprechen:

Holde Flora, o erscheine
Mit dem Kranze in dem Haar!
Sieh', es harrt in Flur und Haine
Deine ganze Blumenschaar.
Oeffne nun das Frühlingsthor,
Holde Flora, tritt hervor!

Holde Flora! spende Segen
Aus dem blauen Himmelszelt!
Daß sich Trieb' und Keime regen
In der ganzen Blumenwelt.
Oeffne nun das Frühlingsthor,
Holde Flora, tritt hervor!

Nun öffnet sich der Kreis; in die Mitte desselben tritt Flora und spricht:

Habe euren Ruf vernommen,
Liebe Blumenkinderlein!
Bin nun gleich zu euch gekommen
Mit dem Frühlingssonnenschein.

Wenn mit meinem Zauberstabe
Ich euch nun geladen habe,
Tretet vor in vollem Glanz,
Schwinget euch in lust'gem Tanze!

Nun dreht sich der geschlossene Kreis und die Kinder sprechen dabei:

Ja, wir treten vor im Glanze,
Schwingen uns im lust'gen Tanze,
Ruf uns, Blumenkönigin,
Nun auch gleich zum Reigen hin.

Flora:

Primelchen, so gelb und fein,
Sollst zuerst gerufen sein.
Schlüsselblümchen heißt du ja,
Sieh', der Frühling ist nun da!
Schließe auf das Blumenthor,
Schlüsselblümchen, tritt hervor!

Primelchen tritt aus dem Kreise, naht sich der Flora und spricht:

Königin, da bin ich!
Königin, schmücke mich!

Es kniet vor Flora nieder, welche den Kranz vom Arme nimmt, das Schlüsselblümchen damit ziert und mit demselben in Mitte des Kreises sich dreht; alle Blumen gehen in geschlossenen Reihen um die Beiden herum und sprechen:

Es stehet der Kranz
Gar lieblich zum Tanz;
O, lasset uns spielen und fröhlich sein,
Wie droben im Himmel die Engelein!

Hierauf kniet das Blümchen nieder, Flora nimmt den Kranz zurück und Schlüsselblümchen stellt sich an seinen Platz.

Flora:

Liebes Veilchen, düftereich,
Tritt hervor aus Blättern gleich!
Sende deinen süßen Duft
Durch die weite Frühlingsluft,
Sei bescheiden, wie zuvor —
Aber, Veilchen tritt hervor!

Veilchen:

Königin, da bin ich!
Königin, schmücke mich!

Blumen:

Es stehet der Kranz
Gar lieblich zum Tanz;
O, lasset uns spielen und fröhlich sein,
Wie droben im Himmel die Engelein.

Flora:

Maienglöcklein, hold und zart,
Eng am Stamm zusammgeschaart;
Die ihr lustig spielt im Wind,
Wie auf Wies und Flur das Kind;

In dem Wald der schönste Flor,
Maienglöckchen, komm hervor!

Maienglöckchen:

Königin, da bin ich!
Königin, schmücke mich!

Blumen:

Es stehet der Kranz (u. s. w.)

Flora:

Komm herbei vom Bachesrand,
Himmelblau ist dein Gewand,
Mit dem Sternchen hell wie Licht,
Liebliches Vergißmeinnicht.
Jedes liebet deinen Flor,
Holdes Blümchen, komm hervor!

Vergißmeinnicht:

Königin, da bin ich!
Königin, schmücke mich!

Blumen:

Es stehet der Kranz (u. s. w.)

Flora:

Rose, aller Blumen Zier,
Rose, eile her zu mir.
Prangst so purpurn und so hehr!
Wenn dein Stachel nur nicht wär!
Rose, Königin im Flor,
Liebe Rose, tritt hervor!

Rose:

Königin, da bin ich!
Königin, schmücke mich!

Blumen:

Es stehet der Kranz (u. s. w.)

Flora:

Tulpe, bunt bist du fürwahr,
Aber eitel offenbar;
Möchtest gern die Schönste sein,
Doch, dir fehlt der Duft so fein.
Blicke nicht so stolz empor,
Tritt bescheiden nun hervor!

Tulpe:

Königin, da bin ich!
Königin, schmücke mich!

Blumen:

Es stehet der Kranz (u. s. w.)

Flora:

Aller Blumen Pracht und Zier
Ruht, o Lilie, in dir!
Heilest Schmerzen, duftest mild,
Bist der Unschuld reines Bild.
Blumen, endet euren Tanz,
Kniet um sie in holdem Kranz.

Blumen:

Alle, alle knien wir,
Ehrend deiner Unschuld Zier.

Lilie:

Stehet auf, ihr Schwestern mein!
Will nicht mehr, als Alle sein.
Königin, da bin ich!
Königin, schmücke mich!

Blumen:

Es stehet der Kranz (u. s. w.)

Flora:

All ihr Blumen, klein und groß
Wachsend aus der Erde Schooß,
Die ihr prangt in weiter Welt,
Sei's im Garten, sei's im Feld;
Sproßt nun Alle, all hervor,
Offen ist das Sonnenthor!

Blumen:

Holde Flora, steh, im Kreise
Schwingen wir uns all' um dich!
Schütze auf der Lebensreise
All' uns treu und mildiglich;
Daß mit jedem Morgen neu
Unser Duft erquickend sei;
Daß im Leben Jedermann
Sich an uns erfreuen kann! —

Unter großer Freude hatten die Kinder das Spiel beendet und es wurde nach kurzer Rast wieder von Neuem begonnen. Da trat ein armes Kind, die kleine

Verene, welche im nahen Walde Blumen gepflückt hatte, um sie für die kranke Mutter zu einem Frühlingskranze zu winden, — immer näher zu der Gruppe. Anfangs blieb sie schüchtern stehen; aber die Verlockung war zu groß, und das Herzchen schlug ihr in lauter Freude, als sie die wohlbekannten Worte und Stimmen vernahm, denn Emma war ihre Mitschülerin und saß ihr zunächst, wie es in Volksschulen oft vorkommt, daß arme Kinder, ohne Nachhilfe, ohne Privatlehrer, nur durch klaren Verstand und rastlosen Fleiß sich die ersten Plätze erringen.

Verene war trotz ihrer Armuth immer sehr reinlich gekleidet. Heute aber trug sie nun gar ihr allerbestes Kleidchen, dem ersten Mai zu Ehren, der auch gegen arme Kinder so freigebig ist und sein Füllhorn ausschüttet. Sie kam sich ordentlich geputzt vor und das machte ihr, ohne alle Eitelkeit, doch große Freude. — Als nun der Kreis sich von Neuem bildete und Emma, als Blumenkönigin, in einiger Entfernung stand, konnte sich die arme Verene nicht mehr zurück halten. Leise näherte sie sich ihrer Mitschülerin, berührte deren Blumenkleid und flüsterte bittend:

„Emma, laß mich auch mitspielen, ich kann alle Verse auswendig und ich kann sie auch singen.“

Dabei sahen die blauen Augen so kindlich bittend empor und der Mund lächelte zur Bitte. Emma hatte das Kind bisher nicht bemerkt; sie fuhr ganz erstaunt zusammen und in diesem Augenblicke schämte sie sich

vor den reichen Damen, daß sie bei dem armen Kinde stand und dieses so vertraulich mit ihr sprach. Ihr Gesicht glühte von falscher Schamröthe, — sie wendete sich verächtlich auf die Seite und sprach in hochmüthigem, gereiztem Tone:

„Laß mein Kleid und beschmutze es nicht mit deinen Fingern. Wir sind hier nicht in der Schule und außer derselben habe ich mit Kindern deiner Art nichts zu schaffen. Dein Anzug würde auch herrlich für unser Spiel passen!" — fügte sie spöttisch hinzu, indem sie sich rasch entfernte und zum Blumenkreise trat. —

Niemand als Verene hatte diese Rede vernommen; aber sie fiel wie ein Reif in die Kindesseele und zerstörte daselbst plötzlich alle Maienblüthen der Freude. Ihr offenes Herz zog sich krampfhaft zusammen; sie zitterte; Thränen schoßen ihr in das Auge und sie konnte kaum ein lautes, bittres Schluchzen zurück halten. Leise schlich sie fort, weit fort und verbarg sich bei ihren Blumen am Waldessaume. Dort stand sie lange, schaute traurig und beschämt auf die spielenden Kinder und jetzt erst gewahrte sie unter tiefer Beschämung den Unterschied ihrer Kleidung und daß sie allerdings nicht zu der reich geschmückten Schaar passe. Sie kam sich recht armselig vor und fühlte sich in diesem Augenblicke fast unglücklich, nicht auch reich zu sein und so schöne Kleider zu besitzen. Dann aber dachte sie an ihre gute, liebe Mutter zu Hause und fühlte, daß sie mit keinem der geschmückten Mädchen tauschen möchte, wenn sie

diese Mutter und das arme, heimathliche Stübchen, und den kleinen selbstaufgebauten Altar darin, und alles Uebrige, ja, die alte, graue Katze dafür hergeben müßte. Da kam wieder helllichte Freudigkeit in ihr Herz; sie warf sich auf's weiche Moos, neigte sich zu ihren Blumen, nahm den Bindfaden aus der Tasche, fing an, den Kranz zu winden und sang nun für sich ganz allein ihr Liedchen.

Inzwischen hatten sich die Kinder auf weichen Teppichen, die über den jungen Rasen gebreitet wurden, gelagert und nahmen die dargereichten Erfrischungen ein. Auch Verene zog ihr Vesperbrod hervor, das heute, dem ersten Mai zu Ehren, aus zwei weißen Semmeln bestand. Es mundete ihr köstlich und dabei sangen in den Zweigen ober ihr viele Vögelein. Nun streute sie Brodkrümmchen in einige Entfernung und alsogleich flogen und hüpften die Sängerlein herbei, pickten die Brosamen auf und trugen sie fort auf den nächsten Zweig. Das machte der guten Verene unbeschreiblich viel Freude; sie hätte lieber selbst gar nichts mehr gegessen, um nur immerfort die Vögel füttern zu können. Sie hatte sich der lieben Mutter Natur in die Arme geworfen; diese versteht zu trösten und zu erheitern und hat so ein reines Kinderherz gar lieb. Es verstrich Minute um Minute im Eilfluge und sie reihten sich wohl zu einer Stunde, während auch der Kranz fertig wurde und an Verenens Arm hing. —

Plötzlich drang ein lauter, gellender Schmerzens-

Schrei in ihr Ohr. Sie fuhr erschrocken zusammen, sprang aber auch in demselben Augenblicke auf und eilte dahin, woher der Schrei gekommen war. Da lag nicht weit von ihr -- Emma, und stöhnte vor Schmerz. Die Kinder hatten nemlich das Blumenspiel in ein anderes umgewandelt und versteckten sich ringsum. Emma hatte dazu den Waldessaum ausgewählt und sich zur größeren Verborgenheit auf einen niedern, buschigen Baumzweig gewagt; doch derselbe gab nach, Emma fiel — und der Fall schmerzte sie so sehr, daß sie laut aufschreien mußte.

Augenblicklich war Verene an ihrer Seite, suchte sie aufzurichten; aber vergebens! der Fall war zu schwer gewesen, Emma hatte sich mit dem Fuße an einen knorrigen Baumstumpf gestoßen, und rief nun: „O Verene, ich habe sicherlich den Fuß gebrochen! hole meine Mutter herbei; ich kann nicht gehen, ich sterbe vor Schmerz!"

Die mitleidige Verene hatte bereits die ihr von Emma zugefügte Beleidigung ganz und gar vergessen und eilte nun, so rasch sie konnte zu der etwas entfernten Gesellschaft, wo ihr Bericht große Verwirrung und Aufregung anrichtete. Alles begab sich zu Emma; der Fuß wurde untersucht; jede Berührung verursachte ihr Schmerzen und gleichzeitig wurde nun nach dem Wagen und dem Arzte geschickt, der in die Stadtwohnung eilen sollte.

Inzwischen lag Emma, bleich und matt vom Schmerze auf einer kleinen Rasenanhöhe und weinte leise vor sich hin.

„Was ist dir, mein süßes Kind" — sagte die schwer betrübte Mutter, indem sie sich beruhigend hernieder neigte. „Thut dir der Fuß denn gar so weh?"

„Weh' thut er, aber das ist's nicht, warum ich weine;" — entgegnete immer lauter schluchzend die kleine Emma.

So sage mein Kind, was ist es, das dich gar so betrübt?" — frug die Mutter.

Da konnte Emma nur das Wort „Verene" — herausbringen, denn es hob ihre kleine Brust in Stößen.

„Verene? das arme Kind, welches uns die traurige Botschaft brachte? Hat sie dir etwas zu Leide gethan? ist sie Ursache deines Unfalls?" — forschte nun die Mutter.

Da schüttelte Emma lebhaft verneinend mit dem Kopfe, und bat mehr mit Geberden, als mit Worten, daß man Verene herbei führen sollte. Die Gespielen holten sogleich das arme Kind, welches mit ihrem Kranze am Arme bereits recht niedergeschlagen den Heimweg angetreten hatte. Bald standen sie mit Verene vor der Gruppe, wo Aller Augen auf die Angekommene gerichtet waren. Da streckte Emma beide Hände gegen ihre so schwer gekränkte Mitschülerin aus und rief unter heftigem Weinen, so, daß ihre Worte nur abgebrochen hörbar waren:

„O verzeih mir, verzeih mir, gute Verene! Hochmuth kommt vor dem Fall! O, jetzt weiß ich es, wie böse ich gewesen bin! Willst du mir verzeihen, Verene?"

Wie wunderbar hatte sich Alles verändert! Nun stand die arme Verene vor dem reichen Mädchen, aber nicht mehr als Bittende, nein als Angeflehte. Aber Demuth und Liebe war in Verenens Herzen; Thränen des Mitleids und der Rührung perlten aus ihren Augen auf den Kranz nieder und hingen in den langen Wimpern; dabei aber lächelten die Blicke doch freundlich auf Emma nieder. Statt jedes Wortes, denn das bewegte Herz fand keinen Ausdruck, legte sie ihren Kranz in Emma's Hände, und diese verstand den verzeihenden Sinn der einfachen That. Auch der Himmel verstand ihn; denn in diesem Augenblicke zertheilten sich die Wolken, welche eine Zeit lang die Sonne eingehüllt hatten, — helle, gold'ne Strahlen brachen hervor; ein ganzes Meer von Schimmer floß hernieder und verklärte gleichsam die Gestalt des armen Kindes. Die blonden Haare leuchteten wie lauteres Gold; in den Thränen schimmerten alle Farben des Regenbogens; das zuvor vor Schrecken erbleichte Angesicht röthete sich und die hellen Lichtstrahlen verschönten das zuvor so verhöhnte Kleidchen. Wie schön Verene aussah, schöner, als all die kostbar gekleideten Mädchen. Alles blickte auf das Kind; es kam ihnen wie ein Engel des Himmels vor. Verene aber kniete nieder zu Emma und flüsterte:

„Sei nicht so traurig und sag' nichts mehr; es weiß Niemand etwas davon; ich aber hab' es dir schon lang verziehen."

Da röthete sich auch Emma's Antlitz in Freude; sie legte ihre Wange an Verenens Wange und die beiden Kinder waren glücklich und getröstet.

Inzwischen war der Wagen angelangt; man hob Emma hinein; aber diese bat ihre Mutter, daß Verene mitfahren dürfe.

Es ergab sich bei der ärztlichen Untersuchung, daß der Fuß wirklich gebrochen war. Emma hatte viel zu leiden und mußte wochenlang ganz unbeweglich im Bett liegen. Aber sie ertrug Alles geduldig und nahm es als eine gerechte Strafe ihres Hochmuthes hin. Verene leistete ihr treulich Gesellschaft, während Frau von Reizenau für die bessere Verpflegung von Verenens Mutter sorgte, bei welcher dieselbe bald genas. Von dieser Zeit an waren und blieben Emma und Verene die besten Freundinen. Neue Kleider schmückten das arme Kind, aber in keinem sah sie so holdselig aus, wie damals auf der Waldwiese, wo die Sonne als Bote des Himmels sie für ihr edles Verzeihen angelächelt hatte.

IV.

Vom Schusserspiele.

1) Die Kugelmühle.

Die wonnig schöne Frühlingszeit hat mich auf's Land gelockt, meine Kinder. Tagtäglich streife ich umher und schaue dem Walde zu, wie er sich anthut mit immer neuer Pracht, horche auf das lustige Gesumse in Feld und Au, betrachte die eilig dahinziehenden Wölklein, lausche auf die geschwätzige Quelle, und mir ist — wie es fast jedem Menschen im Frühlinge geht, der die Kinderjahre weit hinter sich hat — als erlebe ich von Neuem allerlei Geschichten aus der Jugendzeit. Dazu kommt noch etwas: täglich gehe ich an einem traulichen Plätzchen vorüber, und das will ich euch nun beschreiben. —

Zur rechten und linken Seite des erwähnten Plätzchens erheben sich mächtig hohe Berge und lassen dem Wandrer nur eine schmale Fahrstrasse zum Dahinschreiten oder Fahren. Allmählig senken sich die Berge und laufen in reichbelaubte Hügel aus. Ein Bach stürzt lustig schäumend am Wege herab und endlich sieht aus dem waldigen Hintergrunde eine malerische Hütte; zunächst steht eine Tafel mit der Inschrift: „Zur Kugelmühle.“ Ich bleibe stehen und denken nach. „Die Ku-

gelmühle; — was ist denn das?" — Jetzt blicke ich auf die sonderbaren Vorkehrungen im Wasser und kann daraus gar nicht recht klug werden. Da tritt ein Weib aus der Hütte, ich rufe ihr zu und verlange Auskunft. Statt jeder Antwort winkt sie mir herbei. Das Weib ist meistens mutterseelen allein, hört nichts, als das Räderwerk und hat fast die Worte verlernt, wie es allen einsamen Leuten zu gehen pflegt. Sie führt mich in ihre Hütte und thut allerlei Kisten auf. Was sehe ich da? — In jeder liegen eine Anzahl Schusser, hier kleine, dort größere und immer größere. Sie haben alle dieselbe Farbe, die Farbe des Steines, wie die Berge liefern — fleischfarb mit schön rothem Geäder durchlaufen. Nun führt mich das Weib wieder hinaus vor die Hütte. Da liegen große Steinhaufen, auch wieder gesondert. Der Eine enthält lauter kleine, vieleckige Steinklümpchen, der andere größere und der dritte und vierte noch größere. Alle sind sie roh zugehauen. Dann gehen wir weiter und steigen zwischen den einfachen Holzmaschinen hinab zum Bergbache. Das Weib bringt die Mühle in's Stehen und zeigt auf mehrere große, runde Mühlsteine, welche flach im Wasser liegen und sich kurz zuvor noch gedreht hatten. Es liegen immer zwei Steine eng angepaßt auf einander. Das Weib scheidet sie mühsam, denn die Steine sind schwer, — und sieh da! der Stein hat im Kreise lauter Rinnen; darin liegen die halb zugeriebenen kleinen Schusser, wenigstens hundert. In diese Rinnen wurden die roh

zugeschlagenen Klumpen gelegt, — darauf kam der zweite Stein gleichfalls mit Rinnen, die gut aufeinander passen; nun setzt das Mühlwerk die Räder in Bewegung; diese treiben die Steine, daß sie sich beständig gegen einander reiben und die Kügelchen in den Rinnen rund formen, wie man etwa in der Hand auch die guten Suppenknödel dreht, daß sie eine schöne, runde Gestalt erhalten. Die kleinen Schusser müssen auf diese Weise vier und zwanzig Stunden, die größern zwei bis drei Tage zwischen den Steinen bleiben.

Als ich dies Alles besehen hatte, steckte ich eine Menge Schusser gegen Bezahlung in meine Taschen und während ich nach Hause ging, wechselten Freude und Schmerz in meiner Seele. Das werdet ihr wohl nicht begreifen, und ich will es euch daher erklären.

Vor meinem Geiste tauchte mein eigner Lebens-Frühling auf. Ich sah mich wieder im Elternhause bei Vater und Mutter, bei Bruder und Schwester, unter den muntern Gespielen der Kindheit. Vater und Bruder schlafen längst schon im kühlen Grabe und das machte mir bittres Herzweh. Dann sah ich mich im Geiste die Frühlingsspiele treiben; vor Allem rollten die kleinen Schusser auf dem weichen Boden; es ging gar lustig zu. Aber plötzlich sah ich eine traurige Geschichte an meiner Erinnerung vorüber ziehen; da mußte ich fast weinen und alle vorige Heiterkeit des Spiels war verschwunden. Doch meine Erinnerung führte mich rasch wieder in eine andere, viel spätere Zeit, in jene Zeit,

wo ich die Schulkinder im Frühlinge kaum ruhig in den Schulbänken zu erhalten wußte, wo es sie hinaus zog zum lieben, goldnen, warmen Sonnenschein; wo die Schusser aus den Kleidersäcken und verrätherisch durch die Stube bis zu meinem Lehrpulte rollten; wo ich sie mit strafendem Blicke aufhob und in's Pult sperrte und wo ich nach beendeter Schule sie mir doch wieder abschmeicheln ließ. Da stürmte die unbändige Schaar durch den Schulhof, hin zum baumumgränzten Spielplatz voll Spatzengezwitscher, Vogelsang und Kindergeschrei. Dort wurden Grübchen in den weichen Boden gemacht und die Schusser kugelten bunt durcheinander in Gewinn und Verlust. Oft stand ich daneben und sah zu in seliger Kindererinnerung, und jetzt, wo ich keine Schulstube und keine Schulkinder mehr habe, wo das Alles vorüber ist, jetzt denke ich an alle Kinder im weiten deutschen Vaterlande, von denen einige meine Bücher lesen und es drängt mich, euch, die ihr dazu gehört, meine kleine Schussergeschichte aus der eignen Jugendzeit zu erzählen. Und nun vernehmt, wie sie lautet.

2) Der Dorfplatz.

Jene freudige Lenzzeit war angebrochen, wo der Boden den Frühlingshauch zum Himmel empor sendet und lind ist, daß man jeden Fußtritt daselbst erkennen kann. Die Finken sangen von jedem Baumzweig herab und die Menschen jubelten zu ihnen hinauf. Am lautesten aber trieben es die Kinder in jenen Stunden,

welche sich dem Abende zuneigten, auf dem großen Dorf-Platze, in dessen Mitte der Maibaum stand. Kaum hatte die sechste Stunde geschlagen, so kamen sie von allen Seiten herbei, denn auf den Platz liefen alle vier Gassen des Ortes aus. Es war ein großer, schöner Ort mit viel stattlichen Häusern und das allerstattlichste gehörte dem Sternwirth. Aber auch ein altes Schloß befand sich am Ende des Dorfes und darin wohnte der Amtmann mit seinen Kindern und das war kein anderer, als mein eigner Vater.

Der erste von den Ankömmlingen auf dem Dorf-Platze war des Sternwirths langer Michel, der Herkules in der Kinderschaar, der sich über Alle ein unbestrittenes Regiment angemaßt hatte. Keines muxte sich, wenn er seinen Willen aussprach, und dies geschah immer mit so eindringlichen Handbewegungen, daß er Jedem augenblicklich einleuchtete. Der lange Michel war breitschultrig, dick und fest; auch sein Gesicht ging in die Breite, am meisten der Mund, welcher sich bis an die Ohren zog und auch diese standen weit ab und machten das Gesicht noch breiter. Er hatte seine dunklen Haare tief in die Stirne gestrichen, daß sie fast mit den buschigen Augenbraunen zusammenliefen. In seinen katzengrauen Augen lauerten Hohn und Uebermuth. Er war recht garstig anzusehen, wenn er so gewaltthätig dastand in seiner braunen Persjoppe, oder „Mutzen“ — wie er dies Kleidungsstück nannte, in den schwarzen, langen Lederhosen, welche ober den dicken, mit Nägel

beschlagenen Schuhen vermittelst Lederriemen gebunden waren.

Also der Michel war stets der Erste auf dem Spiel-Platze, denn er hatte zu Hause nichts zu thun und die Schulaufgaben kümmerten ihn auch wenig. Zur Frühlingszeit trug er dann an dem Mutzen, in den Knopf gehängt seinen großen, reichlich gefüllten Schusserbeutel, wie die Bauernbursche ihre Tabaksbeutel zu tragen pflegen. Damit trieb er einen argen Hochmuth. Wenn die ärmern Dorfkinder ihre rothen, aus Lehm gebrannten Schusser herauslangten, wovon man um einen Kreuzer vierzig Stücke bekömmt, lachte er verächtlich und kehrte sich von ihnen. War er aber in seiner guten Laune, dann leerte er unter die Schaar seinen ganzen Beutel, daß die bunten Kugeln herumrollten und die Knaben und Mädchen darüber herfielen, sich abrauften und schimpften, was nicht selten zerrißene Kleider, ja, sogar blutige Köpfe absetzte. Das war dem langen Michel sein größter Spaß und schon ein paar Sechser werth, deren er stets einige in der Tasche trug. Dann stieg er ganz stolz die Treppen des Hauses hinauf, das den Platz schloß. Es befand sich daselbst der Kramladen des Ortes. Man nannte es beim „Hauptmann Stenzel" weil der Besitzer des Ladens zugleich Hauptmann des Bürgermilitärs und Amtsschreiber war, — was dem Laden noch ein besonderes Ansehen verlieh. Uns Kindern schienen dort alle Reichthümer der Erde aufgehäuft zu sein, und daß Michel nur so hineingehen und ein-

kaufen konnte, vermehrte noch unsern furchtsamen Respect vor dem Knaben. —

Mein Bruder und ich hatten im Orte keine andern Gespielen, als eben die Dorfkinder, mit denen wir auch in die Schule gingen. Die Eltern erlaubten uns, täglich eine Stunde auf dem Platze zuzubringen, und wenn die Mutter sich hie und da beklagte, daß wir derbe Redensarten dort lernten, pflegte der Vater stets begütigend zu sagen: „Kinder gehören zu Kinder und nicht zu erwachsenen Leuten. Ich wollte, der Bub und das Mädel wären so wohlgesittet, wie des Lehnbauern Bernhard und des Müllers Lenore. Fein und zierlich reden können sie auch später lernen; vor Allem sollen sie nun Kinder sein und es so lange als möglich bleiben. Sie brauchen noch nichts von einem Unterschiede zwischen Herrschafts- und Bauernkindern zu wissen, weil auch keiner besteht. Den Unterschied machen erst später die Ausbildung und die Berufsbeschäftigung."

Ja, so pflegte mein Vater zu sagen und ich danke es ihm noch jetzt zu tausendmalen, weil mir dadurch für immer alle Kinder ohne Standesunterschied, gleich lieb geworden und geblieben sind. —

Nachdem ich nun den langen Michel so genau beschrieben habe, mit seinen äußern und innern Eigenschaften, will ich euch, liebe Leser, nun auch meinen Bruder und mich vorführen, weil wir denn nun einmal die Hauptpersonen dieser Geschichte ausmachen. — Mein Bruder Anton war damals 9 Jahre alt, ein

lieber, sanfter Knabe, den man, wie man zu sagen pflegt, um den Finger vermittelst eines guten Wortes wickeln konnte. Wurde er aber auf irgend eine Weise beschämt oder gar lächerlich gemacht, dann schien er wie ausgewechselt zu sein. Er glühte in heftiger Erregung und wenn es nicht im Weinen endete, so tobte er wie ein kleiner Wildfang in Zorn. Das war aber auch sein einziger Fehler und schonte man diese schwache Seite, dann gab es nie Unfriede und Verdruß. Dabei gewann sein Aeußeres alle Herzen. Seine Augen blickten treuherzig und offen umher; für Jeden hatte er ein freundliches, anschmiegendes Wort und ein Lächeln um den rosigen Mund. Seine Gestalt hatte sich schon tüchtig gestreckt, er hielt sich gerade, fest, soldatisch, weßhalb der Vater seiner Kleidung auch einen soldatischen Zuschnitt geben und die Beinkleider stets mit einem rothen Streifen besetzen ließ.

Das war also mein Bruder. Von mir ist nicht so viel zu sagen, als daß ich ihn sehr liebte, ihm wie einem Orakel glaubte, ihm gehorchte und ihn überall hin begleitete. Nach Außen war ich ein schwarz braunes Mädel, was mir den Namen „die schwarze Bell" — einbrachte und just nicht von zierlichem Benehmen, sondern ein echtes Landkind, das meist unter Knaben aufwuchs.

Somit kann die eigentliche Geschichte beginnen, denn die Personen stehen nun mit Wahrheit geschildert vor euch, meine lieben Leser. —

3) Das Spiel.

Es hatte einige Tage geregnet; der Dorfplatz war leer geblieben und hatte nichts vernommen, als das ängstliche Spatzengezwitscher und die schweren Wasser-Tropfen, welche vom Winde gepeitscht an die Fenster-Scheiben schlugen. Nun brach an einem Nachmittage wieder die Sonne langsam durch die Wolken; der Abend-Wind kehrte die Gassen und als am andern Morgen die Sonne in voller Glorie am Himmel prangte, war es schon Mittags wieder so schön trocken, daß man hätte meinen können, der Himmel habe nur einen groß-artigen Scheuer-Tag gehalten, um Alles recht sauber zu machen.

Kaum hatte die sechste Stunde ausgeschlagen, als auch schon der lange Michel auf dem Dorfplatze stund, und an jeder Rockseite baumelte ein großer Schusser-Beutel. Bald wimmelte es daselbst von Kindern und auch wir fanden uns ein. Die Mutter hätte es lieber gesehen, wenn wir mit einander auf den nahen Anger gegangen wären, um unsern Drachen steigen zu lassen; aber wir verlangten nach Gesellschaft und so wurde uns denn erlaubt, mit zwölf Schussern in der Tasche, eine größere Zahl duldete die Mutter nie, — bis zum Abendläuten mit den Dorfkindern zu spielen. Als wir auf dem Platze anlangten, war Alles schon in lustigem Gange; Michel hatte mit seiner breiten Ferse die große Einwurfgrube gedreht und beherrschte die Hauptpartei. Die Kinder bildeten jedoch noch kleinere Gruppen und

wir gesellten uns zum Bernhard, zur Lenore und zum Ernst, einem Neuling im Dorfe, der kürzlich mit seinem Vater, einem pensionirten Verwalter, hergezogen war und uns ungemein gefiel.

Anton besaß im Schusserspiele eine ganz besondere Geschicklichkeit, um derentwillen er berühmt war und oft vom langen Michel mit scheelen Augen angesehen und beneidet wurde, denn dieser konnte es nicht ertragen, hierin der zweite zu sein, während er sich gar nichts daraus machte, in der Schule weit zurück zu sitzen. Heute spielte Anton auch noch mit besonderm Glück und wir mit großer Nachläßigkeit, so, daß er uns bald Alle vollkommen ausgesäckelt hatte und das gewonnene Gut in meine Schürze binden mußte. So hatte sich unser Spiel beendet; Antons Glück erregte Aufmerksamkeit, Keiner wollte es heute mehr mit ihm aufnehmen. Dies gewahrte der lange Michel und sein Gesicht überflog ein höhnischer Spott. Er richtete seine ungeschlachte Gestalt in die Höhe, trat dicht vor meinen Bruder und sagte:

„Versuchs mit mir! die Andern können nichts, sonst hättest du nicht gewonnen!“

Michel hatte mit diesen Worten Antons schwache Seite berührt; er fühlte sich vor den Kameraden beschämt, seine Wangen loderten in Zornesglut auf und er rief:

„Was, ich kann nicht schussern? du bist der Erste, der mir das sagt. Heraus mit deinen Kugeln! wir wollen doch sehen, wer's besser kann, du, oder ich!“

Da zupfte ich meinen Bruder an seinem Röcklein, zog ihn auf die Seite und flüsterte bittend: „O Anton, fang doch mit dem langen Michel nicht an; der ist so roh und so grob; komm, geh heim!" —

Michel hatte meine Worte vernommen und lachte nun laut auf, indem er rief:

„So, laßt dich das Mädel nicht spielen? Nun, halt dich nur an ihren Rockzipfel, Herr Amtmann!" —

„Schweig, Sternwirth!" — rief hingegen nun auf's Höchste gereizt mein Bruder, — trat zum Standpunkt und warf seinen Schusser aus zur Probe, wer anfangen solle. Aber der Zorn machte den Wurf zu heftig, so, daß die kleine Kugel weit über das Ziel hinaus flog, während es der ruhige Michel genau traf. Alle Kinder stellten sich nun um die Beiden, und da sie allein spielten, warf Michel übermüthig gleich sechs Schusser in die Einlaggrube, mein Bruder desgleichen sechse; Michel nahm alle in seine breite Hand und warf sie gegen das Grübchen, daß sie sich ganz nahe darum schaarten. Jetzt schob er mit seinem dicken Zeigefinger jeden Schusser ganz bedächtig; jeder rollte in die Grube und nur während er den letzten zu schieben hatte, sagte er lachend: „Den Einen sollst du aus Gnad und Barmherzigkeit haben" — und gab ihm nur einen leisen Schub, daß er dicht vor dem Grübchen stehen blieb und Anton ihn nur zu berühren brauchte.

Dieser Hohn verletzte meinen Bruder erst recht tief; aber die Aufregung benahm ihm alle Sicherheit,

und beim zweiten und dritten Spiele ging es ihm nicht besser. Triumphirend stand Michel daneben und höhnte in einem fort: —

„Hast jetzt genug oder geht's von Neuem an?"

Ohne jede Antwort warf Anton seine letzten sechs Schusser in die Grube und als diese verloren waren, mußten ihm die Kinder borgen, bis auch diesen alle Säcke geleert waren und Michel wieder höhnend rief:

„Bei deinem Gewinn ist's nicht mit rechten Dingen zugegangen, Amtmann!" — So nannte er ihn nemlich, so oft er ihn reizen wollte, und alle Umstehenden lachten weidlich auf Antons Kosten. So konnte und wollte er nicht vom Platze gehen, und während ich zur Seite trat, mich an den Maibaum lehnte und still in meine Schürze hinein weinte — nahm Anton auch noch Annemarie's rothe Lehmschusser und versprach sie im Falle des Verlierens morgen dem langen Michel auszulösen. Als eben der Letzte verloren war, läutete es vom nahen Thurme zum Abendgebet, — nun war das Spiel ohnedem zu Ende. Die Knaben zogen die Mützen vom Haupte und zerstreuten sich; Michel band seinen Gewinn in ein blaues Sacktuch, und hielt es mit den Worten vor Antons Augen:

„Morgen zahlst du mich und lösest die rothen Schusser aus, sonst klopf ich sie dir alle auf deinem Buckel ab, — verstehst du mich?" — Hierauf ging er stolzen Schrittes von dannen, dem Sternwirthshause zu.

Anton und ich waren allein; ich nahm meinen

armen, verhöhnten Bruder an die Hand und nun brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen. So gingen wir die Gasse zum Schlosse zu, als der gute Ernst schüchtern zu uns trat und tröstend zu Anton sagte:

„Wart nur, den wollen wir schon auch noch heimschicken! Wisch dir jetzt die Augen aus, sonst sieht deine Mutter dir das Weinen an und fragt, was geschehen ist.

Diese Worte brachten Anton zur Besinnung und wir schieden von Ernst, welcher der Einzige gewesen war, der uns Theilnahme erzeigte. Von dieser Stunde an blieben wir drei die besten Freunde.

Der Abend war so lind und wunderschön, daß unsere Eltern noch im Freien auf dem Schloßbänkchen saßen. Sie bezeichneten unsere Stirnen segnend mit dem Kreuze, küßten uns zur „guten Nacht" — worauf wir zu unserer Kindsmagd Nanni gingen, die uns in die Schlafstube führte und bei uns blieb, bis unsere Kleider schön geordnet auf dem Sessel, und wir im Bette lagen.

4) Verlegenheiten.

Es folgte für uns Beide ein unangenehmes Erwachen. Die wirren Träume der Nacht schwirrten noch um unsere Sinne, daß Keines wußte: ist es Traum, ist es Wirklichkeit? — schlaf ich noch, oder bin ich wach? O, wie erquickend sind die süßen Träume, besonders die Träume der Kindheit! Oftmals habe ich nach dem Erwachen mein Antlitz tief in die Kissen gesteckt, damit der Traum von Neuem beginne und das ganze Reich

des Wundermärchens mit seinen Engeln und Elfen im krystallnen Zauberschlosse, sich nochmals vor mir aufthue! Da hörte ich's oft klingen und schwingen von seltsamem und lieblichem Gesange und ich konnte einstimmen; meine Zunge war entfesselt. Ich spielte mit Engeln und guten Feen; sie liebten mich und kleideten mich in ihre schimmernden Gewänder.

Wie oft hatten wir uns solche Träume erzählt, und wie ganz anders klang nun hingegen der heutige Bericht! Anton fühlte mit der Hand an den heißen, müden Kopf und sagte: es sei darin ganz dumm vor all dem Schusser-Gerolle und den Zahlen. Sein Herz schlug unruhig; ich mußte meine Hand darauf legen und fühlen, wie arg es klopfe, denn er war die ganze Nacht über nicht losgekommen von der gestrigen Scene und der Aufregung. — Ich suchte ihn zu beruhigen, damit es die Mutter, welche ohnedem jedem Spiel um Gewinn und Verlust feind war, nicht merke. Nachdem er sich den heißen Kopf tüchtig mit frischem Brunnwasser gekühlt hatte, ging es besser und wir traten den Schulweg an. —

Plötzlich blieb mein Bruder stehen, sah mir erschrocken in's Gesicht und sagte: „Mir geht ein Stich durch's Herz! Heut' nach der Schule werden die Kinder ihre ausgeliehenen Schusser wollen und der lange Michel wird nun vollends gar die rothen ausgewechselt verlangen; — wo aber soll ich sie hernehmen? Du weißt, unsere Sparkasse hat die Mutter und die zusammenge-

sparten Sonntagskreuzer habe ich ja erst gestern für die verspielten ausgegeben. Rechne nur einmal zusammen, — ich will dir's vorsagen: — 15 dem Bader-Jansjörg; — 12 der Müller-Lenor; — 24 dem Bernhard; — 15 dem Lechbauern-Veit; — 12 dem Viktörle; — 18 Sattlers Baptist, — und dann noch die 48 rothen Lehmschusser der Annemarie, die ich dem langen Michel gegen steinerne auswechseln muß." —

Anton sah mich in banger Erwartung an und hielt den Athem zurück. Ich hatte während der Aufzählung zusammengerechnet und alle Geschicklichkeit nöthig gehabt, um die Zahl zu finden. Nun holte ich tief Athem und sagte: — 144. —

„Wie oft geht 6 in diese Summe," — frug Anton weiter. —

„24 mal" — sagte ich ganz niedergeschlagen. —

„24 mal! — 24 Kreuzer! woher soll ich diese nehmen?" — rief Anton in der größten Aufregung. „Nein, ich geh' heut' nicht in die Schule; das Gespött kann ich nun nicht ertragen; ich geh nicht in die Schule!"

So rief mein Bruder und diese Worte erschreckten mich am meisten, denn so ein Fehler war bei uns doch noch nie vorgekommen; dies thaten nur die ganz nichtsnutzigen Kinder, welche dafür hart bestraft und von den bessern Mitschülern gemieden wurden. Jetzt aber wollte Anton, mein eigner, lieber Bruder, hinter die Schule gehen! Das mußte ich verhindern: ich sann nach und sagte:

„Komm, komm! — ich weiß dir einen Rath. Nach der Schule sagst du, daß du ja die Schusser nicht alle hättest mitnehmen können und sie Abends auf dem Platze bezahlen werdest. Bis dahin aber ist's noch lang; es wird uns schon ein Ausweg einfallen."

Diese Worte waren für die Seele des armen Anton gleich einem erfrischenden Thau, und er schritt beruhigt weiter, bis wir endlich in der Schulstube anlangten und auf unsern Plätzen saßen. Mein Bruder war heute besonders fleißig und aufmerksam. Ich sah auch, wie er beim Schulgebete die Hände eng faltete und gen Himmel schaute; denn er wußte wohl, daß Gott frommen und fleißigen Kindern einen helfenden Engel bei ihren Leiden sende. Er fühlte zwar, daß er gestern nicht recht gehandelt habe, daß er nicht hätte stolz und zornig sein sollen, was ihn zu so hohem Spiele verleitet hatte, und bat Gott deßhalb um Verzeihung. Nach beendeter Schule kam es genau so, wie Anton zuvor gesagt hatte; der lange Michel schrie ihm gleich entgegen:

„Wo sind die Schusser, Amtmann? — Heraus damit und ehrlich bezahlt, oder" — dabei machte er mit beiden Fäusten eine nur zu verständliche Geberde. Anton erklärte nun, Abends bezahlen zu wollen, er hätte doch die Schusser nicht mit in die Schule nehmen können. Der lange Michel wollte das nicht gelten lassen; aber alle andern Kinder, welche Anton lieb hatten und im Grunde dem Michel feind waren — erklärten sich damit einverstanden. Sie hätten ihm sogar gerne die Schuld ge-

schenkt, denn wie oft hatte er ihnen ausgeholfen und sie schämten sich wohl, daß sie sich gestern von Michel hatten verleiten lassen, den Anton auszulachen. Aber der boshafte Knabe ließ ihre Großmuth nicht aufkommen, und rief:

„Weil ich gewonnen habe, will ich für euch die Schuld auch eintreiben.“

Mit diesen Worten ging er davon und wir schlichen nachdenklich die Schloßgasse hinab. Zum Glücke war es Mittwoch, also ein Vakanz-Nachmittag und wir hofften, der liebe Gott werde uns durchhelfen. Aber wir sollten später erfahren, daß der liebe Gott vor Allem von den Kindern ein offenes Geständniß gegen die Eltern verlange und daß, wenn sie solches versäumen und mit ihrem noch unklaren Verstande nach Auskunfts-Mitteln suchen — der böse Feind unsichtbar zu ihnen trete und ihnen schlimme Rathschläge ertheilen, die mit Gottes helllichtem Gesetz, der Wahrheit und Redlichkeit, im Widerspruch stehen und zu schlimmem Ende führen.

5) Die alte Tyroler-Walburg.

Ich muß jetzt eine neue Person in diese wahre Geschichte einführen, und das ist die Tyroler-Walburg.

Grüß dich Gott, alte Walburg, die du schon längst nicht mehr unter den Lebenden weilst! jetzt aber stehst du leibhaft vor mir: über dem alten, schönen Gesichte den spitzen Tyroler-Hut mit der grünen Quaste; das

bunte Tuch in die schwarze Jacke gesteckt; an derselben die glänzend-blauen Glasknöpfchen; in deinem weiten aber kurzen Rocke mit rother Einfassung; auf dem Rücken aber den Handschuhkasten. —

Ja, so sah sie aus, die alte Walburg. Alljährlich kam sie zu uns auf's Schloß und brachte Grüße von der ganzen Nachbarschaft, vom ganzen weiten Schwabenlande. Die alte Walburg war ein Familienerbstück. Ich glaube nicht, daß sie oft und lange in ihrer Heimat verweilte. Nachdem sie dort ihren Handschuhkasten gefüllt hatte, reis'te sie immer umher, blieb da und dort bei Grafen, Baronen und Beamten mehrere Wochen, wußte alle Familiengeschichten bis zum Urahn, redete mit jedem wie es in Tyrol der Brauch ist, gerade und ohne Umschweife und nannte Jedes — Mann oder Frau: — du.

War sie aber auch überall willkommen, so doch bei uns sicherlich am allermeisten und da blieb sie auch am längsten. Wir jubelten ihr entgegen, denn sie brachte uns schöne Heiligenbilder mit, wußte lange Zaubergeschichten auswendig, erzählte viel Wunderbares von den hohen Bergen ihres Vaterlandes, wo der süße Tyroler-Wein wächst, den wir alljährlich am Faßnachtsonntag zu trinken bekamen und hatte in ihrer Tasche eine große, runde Dose, mit der sie uns neckte; denn darin war kein Schnupftabak, sondern gräulich riechende Apotheker-Sachen, was aber zum Einathmen absonderlich gesund sein sollte. Da gab es stets ein Gelächter, wenn Eines

das Näschen zusammenzog und doch steckten wir Alle die Nase immer wieder hinein.

Ich erzähle euch das Alles, liebe Leser, um euch zu zeigen und zu beweisen, daß uns die Tyroler-Walburg sehr lieb sein mußte. — In diesem Frühjahr war sie nun auch gekommen; aber die Mutter fand sie sehr gealtert und meinte, es werde wohl das Letztemal sein, denn sie zählte bereits siebenzig Jahre. Im Kutscher-Häuschen beim alten Lukas, wo ihr stets ein Stübchen eingeräumt wurde, ging es eben drunter und drüber, denn da hausten die Bauleute. Deßhalb quartirte die Mutter sie beim Hagnerbauern ein; den Tag über kam sie zu uns; nur wenn es schlecht Wetter war, blieb sie zu Hause und kochte sich selbst ihre Suppe. Die gute Walburg hatte gar wenig Bedürfnisse. Wir hörten unsere Mutter oftmals sagen: „Mit einem Vierundzwanziger reicht sie eine Woche aus, die Alte!“ — und darum gab sie ihr jeden Monat vier solche Stücke, denn die Walburg blieb oft das Frühjahr über und den halben Sommer dazu, bei uns, und machte von da aus ihre kleinen Wanderungen in die Umgegend.

Seit einigen Tagen war sie nicht in's Schloß gekommen, weil es, wie schon früher erwähnt, stark geregnet hatte. Auch gestern und heute kam sie, trotz des warmen Sonnenscheines, nicht. Das ängstigte unsere Mutter und da sie eben viel beschäftigt war, — rief sie uns beide Kinder nach Tisch zu sich heran und sagte in ihrer liebfreundlichen Weise:

„Für die gute Fleißnote, die im Büchlein steht, sollt ihr eine Freude haben. Geht zur Tyroler-Walburg, schaut, wie es um sie steht, grüßt sie schön von mir und sagt, sie solle sich bald wieder bei uns sehen lassen. Dann gebt ihr das eingewickelte Geld für diesen Monat, aber verliert es nicht. Ihr könnt den Nachmittag über bei ihr bleiben; laßt euch schöne Geschichten erzählen; aber führt euch ordentlich auf und quält mir die Alte nicht; hört ihr?" —

Wer war über diesen Auftrag vergnügter, als wir Beide! Wir machten uns sogleich auf den Weg und schritten Hand in Hand die Schloßgasse hinab; ich hielt das eingewickelte Geld in der geschlossenen Faust. — Plötzlich sagte mein Bruder:

„Laß einmal sehen, wie viel Geld hat die Mutter denn hineingewickelt? Das Papierchen kommt mir heute dicker als sonst vor." —

Wir blieben stehen, legten es aus einander — und sieh da — es befanden sich fünf Zwanziger darin! In diesem Augenblicke blitzte ein Gedanke in Antons Auge. — „Fünf Zwanziger! und sonst nur vier — just für eine Woche einen. Warum heute fünf? — Da muß sich die Mutter überzählt haben." —

Ich wollte eben die Geldstücke wieder einwickeln, als Anton meine Hände faßte und sagte:

„Halt! da ist mir geholfen! Ich brauche einen Vierundzwanziger — einer ist hier zu viel — gib her!"

Ich muß sicher bei diesen Worten im ganzen Ge-

sichte bleich geworden sein, so erschreckten und entsetzten sie mich. „Was?“ — sagte ich — „du willst der guten Tyroler-Walburg etwas von ihrem Gelde nehmen?“

„Was nicht gar, nehmen!“ — fiel mir Anton heftig in die Rede; — „was fällt dir ein! — entlehnen will ich etwas, aber heimlich, ohne daß sie oder die Mutter es weiß. In der nächsten Woche schon kommt der Onkel; der schenkt uns jedes Mal beim Fortgehen viel mehr und zwar nicht in unsere Sparbüchse, sondern damit wir uns davon einen Spaß machen. Dies gebe ich Alles der Walburg; dann hat sie noch mehr, und du weißt ja, die Mutter sagt: die Walburg reicht mit einem Zwanziger die ganze Woche hindurch; ehe sie also diese vier Stücke verbraucht hat, ist der Onkel dagewesen und wieder fortgereist.“ —

Anton hatte so rasch gesprochen, daß er kaum zu Athem kam. Sein Antlitz glühte vor Freude, so unerwartet aus der bangen Verlegenheit zu kommen. Mir war nicht so wohl bei der Sache; ich entgegnete:

„Nein, Anton, nein! das Geld kannst du nicht haben; ich geb's nicht her.“ —

„Was soll ich dann anfangen?“ — rief Anton gereizt; — „soll ich mich vom langen Michel zu Tod prügeln lassen?“

„Dem Vater sollst du es sagen,“ — entgegnete ich muthig; — „der Vater gibt dir das Geld lieber aus deiner Sparkasse, als daß du es der alten Walburg nimmst.“ —

„So, dem Vater soll ich es sagen, damit er mich schlägt?“ — entgegnete Anton. „Erinnerst du dich nicht, wie er neulich gesagt hat: ein Schuldenmacher und Spieler sei nicht viel besser, als ein Dieb und der gehöre an den Galgen?“ —

Mir wurde bei diesen Worten ganz angst und bange. Ich sah des langen Michels derbe, geballte Fäuste; ich sah die zürnenden Augen des Vaters; ich hörte den guten Bruder weinen und schluchzen, und ich brach in Thränen aus, indem ich ihm das Geld darreichte. Der nahm ein Stück davon, wickelte das andere wieder ein, ergriff meine Hand und wußte mich bald völlig zu beruhigen, so, daß ich versprach, der alten Walburg auch von meinem Gelde Zucker und Kaffee zu kaufen. Wir malten uns das Alles so schön aus, daß wir uns endlich ganz vergnügt und fast stolz dem Hause, wo Walburg wohnte, näherten. Aber unsere Freudigkeit minderte sich bald. Die gute Alte saß ganz müd und abgezehrt in ihrem Lehnstuhle und obwohl sie uns freundlich begrüßte, war sie gar nicht, wie sonst. Das Reden kam sie schwer an, sie konnte keine einzige Geschichte erzählen. Wir sahen wohl, daß hier unsers Bleibens nicht sei, legten das Geld in ihren Schoos und gingen bald wieder fort, um es der Mutter zu berichten.

Nun hatten wir vom Vakanznachmittage noch viele Zeit übrig, machten unsere Aufgaben und gingen dann zum Dorfplatz. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, und wir konnten also zuvor die Schusser kaufen. Als

wir aus dem Laden traten, kam uns der Michel bereits entgegen; auch die andern Kinder hatten sich inzwischen versammelt. Wir zahlten mit stolzer Miene aus und dann wendeten wir dem Platze den Rücken. Ernst begleitete uns auf den Anger, wo wir heute den Drachen steigen ließen, und wir trafen die Verabredung, gar nicht mehr auf den Dorfplatz zu gehen, wo der lange Michel uns doch alle Freude verderbe.

Beim Gebetläuten gingen wir fröhlich und wohlgemuth nach Hause, denn wir hatten unser Gewissen mit lauter falschen Vorstellungen in Schlaf gelullt; aber es sollte doch noch eine Zeit kommen, wo es hart und rauh aufgerüttelt wurde.

6) Ende.

Wir waren unserm Vorsatze treu geblieben und nicht mehr auf den Dorfplatz gegangen, sondern hatten unsere Spiele auf den Anger verlegt, wohin uns Ernst und bald auch Lenore und Bernhard folgten. Der Anger — eine Art Haideplatz — lag uns eben recht; man gelangte zu ihm durch die hintere Schloßgasse; Ernst's Garten schloß sich daran und in einiger Entfernung befand sich die Mühle, Lenorens Heimat. Der Anger war eine weite, unbebaute Fläche; ein Theil derselben durfte auch im Frühjahre betreten werden; denn dort wurde Viehmarkt gehalten und er war überhaupt zu allerlei Versammlungen bestimmt. Selbst das Haidekraut konnte dort nicht aufblühen; nur einige Büschel Ginster erhoben sich gruppenweise und hie und da wuchs eine

Distel empor; diese niederzutreten war eben kein großer Schaden. Dort verlebten wir ruhige Tage und die Eltern sahen diese Veränderung sehr gerne. —

Inzwischen wurde die alte Tyroler-Walburg zusehends matter und schwächer. Dies fiel wie ein Reif in unsere Jugendfreuden und mahnte uns auch hie und da mit kleinen Gewissensbissen an den noch immer schuldigen Vierundzwanziger; denn der Onkel war länger ausgeblieben als man geglaubt hatte.

Eines Tages erklang das Posthorn durch unser stilles Dorf, der Onkel fuhr endlich an und nun begann für uns eine fröhliche, glückliche Zeit, denn er hatte uns so lieb, verstand es mit Kindern umzugehen, trug beständig Süßigkeiten in der Tasche, und so reihte sich Festtag an Festtag. Aber nichts dauert ewig, und so kam denn auch von dieser Zeit das Ende. Der Reisewagen stand im Hofe, der Koffer lag gepackt im Zimmer, der Abschiedsschmaus war beendet; am andern Morgen wollte der Onkel abreisen und jetzt noch einen Besuch bei der Tyroler-Walburg abstatten. Eben hatte man sich vom Essen erhoben, als sich die Thüre öffnete und unsere Nanni, bleich und erschrocken, herein sah.

„Was gibts?" — frug die Mutter ängstlich, denn sie kannte Nanni's Art und Weise und las eine böse Kunde in ihrer Miene. Nanni winkte der Mutter herbei, — sie flüsterten mit einander — worauf über der Mutter Antlitz ein trüber, wehmuthsvoller Ernst zog. D'rauf ging sie zum Onkel und sagte:

„Wir sind zu spät daran mit unserm Besuche — die alte Tyroler-Walburg ist todt! — so fand man sie eben vom Schlag berührt in ihrem Lehnstuhl e."

Auch auf den Vater und den Onkel machte diese Nachricht einen schmerzlichen Eindruck; aber Keines ahnte, was dabei in den Kinderherzen vorging. Plötzlich war unser in Schlaf gewiegtes Gewissen erwacht und zwar unter so heftigem Stoße, daß wir meinten, sterben zu müssen vor Schrecken. Man beachtete uns jedoch nicht, und der Onkel frug:

„Wie kam doch das so plötzlich? Bei meiner Ankunft war sie noch so munter, daß ich hoffte, sie werde sich wieder ganz erholen und zu mir kommen." —

„Das war nur die Freude des Wiedersehens" — sagte die Mutter. „Ich dachte es mir schon damals, es werde nicht mehr lange mit ihr dauern. Mir thut jetzt nur leid, daß ich sie in den letzten Tagen gar nicht mehr besuchte und ihr auch kein Geld geschickt habe. Die fünf Zwanziger, welche ich ihr letztmals gab, müssen ja längst aufgezehrt sein; es sind seitdem bereits vier Wochen verstrichen, und die Arme war so bescheiden, daß sie eher Hungers gestorben wäre, als etwas zu verlangen."

„O" fiel ihr Nanni in die Rede, — „die Hagnerbäurin sagte mir, sie hätte schon seit drei Tagen keinen Appetit mehr gehabt, und nichts, als einige Löffel Suppe über den Mund gebracht." —

„Während diesen Worten waren wir Beide wie zu Stein erstarrt — und wie wir uns später bekannten,

— tönte es Jedem mit bitterm Vorwurfe in's Ohr: — „Fünf Zwanziger; — vier Wochen vorüber; — Hungers gestorben; — nur einige Löffel Suppe über die Lippen gebracht.“ — Als Nanni mit ihrem Berichte geendet hatte, klang durch die Stille ein lauter Ton des Schluchzens, der sich gewaltsam aus des Bruders Brust gerungen hatte; er stürzte im tiefsten Seelenschmerze auf die Knie, hob die Hände empor und weinte immer lauter und lauter. Da wandte sich Alles zu ihm und zu mir, die ebenfalls weinend an seiner Seite stand.

„Was ist dir, Anton? Kind, was weinst du gar so entsetzlich?“ frug die Mutter.

Anton rief mit halb erstickter Stimme:

„Ich bin schuld, daß die Walburg Hungers gestorben ist! ich hab ihr einen Vierundzwanziger genommen!“ —

Was darauf folgte, kann ich nicht beschreiben; Alles mischte sich durch einander: unser Bekenntniß, — des Vaters Zorn und Entrüstung, — der Mutter Schmerz über unsere That, — des Onkels Besänftigung, — unsere Reue, unser Jammer. — Endlich löste sich die Verwirrung und wir folgten Alle den Eltern in das Haus des Todes.

Nie werde ich diesen Anblick vergessen! Die alte Walburg lehnte in ihrem Stuhle, den Kopf auf die Lehne gelegt, die Hände gefaltet und auf ihrem Antlitze ruhte selige Verklärtheit. Wir knieten vor der Leiche nieder, küßten die welken Hände und benetzten sie mit

heißen Reue- und Liebesthränen. Es war unnöthig, uns eine Strafpredigt zu halten; ernster, als je eine tönen kann, sprach sie zu uns aus den milden Zügen der Entschlafenen. —

In ihrem Sacke fand sich jedoch zu unserm nachherigen Troste ein ledernes Beutelein. D'rin lagen noch die vier Zwanziger nebst kleiner Münze und in ihrer Schublade befand sich ebenfalls noch ein Spar- und Nothpfennig. So war unsere geängstigte Seele doch wenigstens frei von den Folgen des harten Vergehens.

Draußen auf dem Dorfkirchhofe liegt das einsame Grab der Tyroler-Walburg, der kinderlosen Wittwe, die ferne von ihrer Heimat in die ewige Heimat eingegangen war. Auf dem Hügel steht ein steinernes Kreuz, mit ihrem Namen, ihrem Alter und dem Heimatorte. Das Kreuz hat ihr mein Bruder Anton zur Sühnung seiner Schuld aus seiner Sparkasse gewidmet und ich habe ihr einen wilden Rosenstrauch auf den Hügel gepflanzt. —

Das ist die Geschichte vom Schusserspiele und nun werdet ihr verstehen, meine lieben Leser, warum ich auf dem Gang zur Kugelmühle so traurig wurde. Aber noch etwas anderes spricht euch daraus entgegen; denket nach und ihr werdet es finden: —

O, das Vergnügen gleicht auch einem wilden Rosenstocke; hüte dich vor den Dornen und vor der Natter, welche vielleicht darunter versteckt auf dich lauert! —

V.

Am Weiher.

I.

Im allerletzten Hause meines Heimatortes, schon fast davon getrennt, lebte eine alte Frau. Sie mochte wohl nicht so alt sein, als die Nachbarn meinten, Niemand konnte ihr den Geburtstag nachrechnen, denn sie war aus der fernen Pfalz eingewandert; aber ausgestandene Noth ackert tiefe Furchen im menschlichen Antlitz und so konnte es wohl sein, daß die Arme weniger Lebensjahre zählte, als ihr auf der Stirne stunden. Man hieß das Weib die Spinn-Annemie, weil sie so gut, fein und schnell spinnen konnte, wie sonst Niemand im Dorfe. Dennoch gab es bei ihr keine sogenannte Spinnstube, wo nämlich die Mädchen sich allabendlich versammeln und den schönen Geschichten lauschen, die Eines erzählt. Annemie hätte auch keine gewußt, wie die lustige Jugend sie gerne hört; darum war sie schweigsam, sogar gegen ihren eigenen, zwölfjährigen Knaben Vinzenz, und dachte immer nur vor sich hin, daß sie sich das Reden fast abgewöhnte und mehr durch Zeichen, als durch Worte sprach. Es war ein sonderliches Paar — diese Mutter und ihr Sohn! und ohne daß die Leute wußten, warum? — mochte man mit Beiden nichts zu schaffen haben und mied sie förmlich.

Vinzenz war, wie man zu sagen pflegt — grundhäßlich. Er hatte einen ziemlichen Höcker — feuerrothe Haare, ein bleiches Gesicht mit braunen Sommerflecken, welche es fast überdeckten und war im Wachsthum merklich zurück geblieben. Dazu kam noch seine unfreundliche Miene und sein schielender Blick, von dem man nie sagen konnte, wohin er eigentlich schaue. In der Schule spielte er auch eine sonderbare Rolle. Kein Kind wollte neben ihm sitzen, denn die Kinder betrachten die Schule doch auch immer für einen Unterhaltungsplatz, und neben Vinzenz gab es wahrlich keine Unterhaltung; der war fast so schweigsam, wie seine Mutter. Die bösen Buben und Mädchen hängten ihm seines Aussehens halber, Schimpfworte an und die Guten fanden in seinem Wesen und Benehmen auch keine Anziehungskraft. Selbst der Lehrer — und es war ein herzguter Mann — faßte keine rechte Liebe zu ihm und der hätte noch am meisten Grund gehabt, denn Vinzenz war der beste Rechner unter Allen; er durfte nur vor sich hin sehen — husch! — hatte er die richtige Zahl erwischt. Das kam wohl von seinem stillen, abgeschlossenen Wesen, das nie an Zerstreuung litt. Vinzenz erhielt nie eine Strafe, weil er keine verdiente, denn der Lehrer war gerecht; — aber auch kein Lob, als im Rechnen, weil er auch keines verdiente; denn seine Buchstaben waren schief, wie er selber und beim Lesen stotterte er. Im Uebrigen that er nie etwas Lobenswerthes, war weder gefällig noch gutmüthig und zog

eben einsam seine Wege. So lebte er unbeschreiblich still dahin sowohl in der Schule, wie auf der Gasse, ja selbst im Hause. Kein Mensch wußte, ob er jemals eine freudige Empfindung gehabt habe. Zorn und Unmuth, das kannte er, dazu gaben ihm die Kinder genug Veranlassung. Dann funkelte sein Auge, seine Fäuste ballten sich; aber er löste sie bald wieder auseinander, weil er wohl seine körperliche Schwäche und Unfähigkeit fühlen mochte, und er ging, ohne ein Wort zu sagen, von dannen, indem er einen besondern Spiel- und Vergnügungsplatz suchte. Er schlug den Weg zur hintern Schloßgasse ein, der zum jenseitigen Ufer des Weihers führte, das recht verlassen und einsam dalag. Dieser Weiher war ein großes Wasser. Die Leute sagten, er sei so tief, daß zwei hohe Pappelbäume aufeinander in seiner Mitte den Grund nicht erreichen könnten. Ich weiß nicht, ob es sich wirklich so verhält; aber ich habe es in meiner Kindheit geglaubt und glaube es heutigen Tages noch. Er war ungemein sumpfig; es schwamm eine verwickelte Unzahl Schlinggewächse auf der Oberfläche, daß der Fischer große Mühe hatte, mit dem Boote durchzukommen. An einem Ende des Weihers stand ein ganzes Gebüsch von Schilf und Binsen hoch und blüthenlos in die Höhe, und dies war der Platz, zu welchem Vinzenz alle Tage zu jener Zeit ging, wo die andern Kinder sich gemeinsam vergnügten. Da legte er sich dicht an's Wasser, so, daß er leicht hätte beim Einschlafen hinein fallen können.

Aber er schlief nicht ein, denn die Oede und Stille machte dem Knaben keine Langweile, er fand immer etwas für seine Beobachtung. Eine Weile sah er, auf dem Rücken gelegt, starr und unverwandt zum Himmel und studirte, welche Figuren die Wolkenzüge bildeten. Er fand darin allerlei seltsame Gestalten, frazenhafte Ungethüme, dann wieder lichte Engel mit goldbesäumten Flügeln und allerlei, was die Fantasie nur aussinnen kann. Nun senkte er den Blick in's Wasser, wo es hell und unüberwachsen war und verfolgte diese Wolkenzüge daselbst. Weil kein Mensch mit ihm redete, so sprach er in dieser Einsamkeit vor sich hin und erzählte sich selber sonderbare Geschichten von diesen Wolken.

Aber es gab für ihn auch noch eine andere Unterhaltung am Weiher. Vor Allem schaute er den Wasser-Jungfern oder Libellen nach, wie sie da und dort sich setzten und mit ihren borstenförmigen Fühlern umhertappten. Die großen, seideglänzenden, blauen Flügel kamen ihm so wunderbar schön vor, daß er sich oft frug, ob sie am Ende gar in das Geschlecht der Wassernixen gehörten? Er bewunderte ihre großen Augen mit den drei Nebenaugen und dachte: was sie doch damit Alles sehen mögen, besonders mitten im Wasser? — Dahin wäre er gar so gerne einmal gekommen; gerade die Wassergeheimnisse hätte er gerne erforscht. „Was doch da unten Alles durcheinander liegen mag?“ dachte er. „Ob wirklich Nixen darin leben und vom süßen, weißen Mark der Binsen zehren, und ob drunten ein Glas-

Palast ist, wie es in den Märchenbüchern steht?" — Er hatte nämlich einmal zufällig so ein Buch in die Hände bekommen und das war ihm eben taugsam für seine einsamen Träumereien. Stundenlang konnte er also hinein schauen in das Wasser; aber er sah und entdeckte immer nichts, als den Kirchthurm und das nahe Schloß in der verkehrten Wasserspieglung, und die darüber hinziehenden Wolken. So mußte er sich denn mit dem begnügen, was heraus kam aus dem Schooße des Weihers. Das waren die Unken, und sie riefen so fleißig und munter, daß er sich einbildete, sie wollten mit ihm plaudern. Plötzlich tauchte da und dort eine hervor; — nahte er sich nun, husch! war sie wieder drunten im Wasser; dieß Verstecken machte ihm Spaß und er nannte die Unken seinen „Gugu." Dazu paßte auch ihr eintöniger Gesang mit lauter U; aber er unterschied ältere und jüngere Stimmen und das klang zusammen wirklich wie „Gugu." —

Auch die Frösche waren seine trauten Gesellen; er mußte lachen, wenn sie so munter dahin hüpften und mit ihren schönen, lebhaften, goldumränderten Augen ihn ansahen, denn sie waren völlig an ihn gewöhnt und fürchteten sich nicht, weil er nie Einem etwas zu Leide gethan hatte. Ihnen zu Lieb verweilte er oft bis tief in den Abend hinein, ja, über Gebetläuten am Weiher; denn er fürchtete keine Gespenster und kein Irrlicht — nur die Menschen. Da hörte er die Frösche quacken und lauschte auf das lustige Concert, welches

sie gaben. Es bestand aus vierstimmigen Männerchören; aber Jeder schien nur sich selber gerne zu hören, denn Einer überschrie den Andern. Hie und da zündete er ein Stück Kienholz an, und da kamen sie beim hellen Fackelscheine alle herbei. Er hätte sie gar leicht fangen und tödten können, wie es Andere thun, aber das brachte er nicht über's Herz, er sah und hörte sie lieber, als daß er sie aß; sie waren ja seine Freunde geworden und er hatte keine Freunde unter den Kindern. — Wenn sich die Frösche im Sonnenschein wärmten und wie kleine Hündchen auf den Hinterbeinen im Grase saßen, machte er es ihnen nach und hüpfte auch so possierlich, wie sie. — Aufmerksam sah er ihnen zu, wenn sie, gleich einer Katze, auf ihren Fang lauerten, und einen Schuh hoch gegen die Fliegen sprangen, ja sogar Mäuse und Vögel auf diese Weise verfolgten.

Am allerliebsten war Vinzenz zur Frühlingszeit am Teiche, wo die weiß und schwarz befiederten Möven wie ein ganzes Heer Tauben einrückten, kreisend über dem Wasser schwebten, senkrecht hinabschoßen, mit Schnabel und Hals in's Wasser tauchten, sich wieder hoch in die Lüfte erhoben und einstimmten in das kreischende Geschrei der übrigen. „Was sie sich wohl erzählen, und was sie Alles aus fernen Ländern berichten könnten, wenn ich nur ihre Sprache verstände!“ — dachte Vinzenz, und er sann immer darüber nach, bis etwas Anderes seine Aufmerksamkeit auf's Neue erregte, etwa ein Fisch aus dem Wasser schnellte.

Es hielten sich im Weiher meist nur Karpfen auf. Vinzenz dachte oft, ob sie denn wirklich gar so dumm seien, wie der Lehrer sagte. Einst sah er in einiger Entfernung dem Fischer zu, der sein Netz ausgeworfen hatte. Da sah er, wie ein Karpfe sich gleich einer Kugel zusammenrollte, dann wieder loslassend, mit dem Schweif auf's Wasser schlug und sich kräftig sechs Fuß über's Netz hinüber schnellte. „Bist doch nicht so dumm und ungeschickt!“ — sagte er lächelnd vor sich hin.

Das Alles sah Vinzenz und noch viel, viel mehr, als ich beschreiben und berichten kann. „Wie sonderbar“ — werdet ihr sagen, — „daß er nicht lieber mit den Kindern freundlich umging.“ Damals dachte ich auch so; erst später habe ich's erfahren und einsehen gelernt, woher dies kam; der alte Fischer Joseph hat mir's erzählt, und ich will es euch treulich berichten.

II.

Es war zwei Tage vor Pfingsten, als die Schulkinder unter sich allerlei gute und schlimme Kurzweil trieben, sich mit dem „Pfingstesel neckten, herumbalgten, lose Sprüche zuriefen, im Grunde aber doch gute Freunde waren und blieben, wie das nun eben so bei Kindern geht und der Brauch ist. Doch der Scherz nahm einen bösen Ernst an, als Vinzenz über den Platz ging. Plötzlich war er zur Zielscheibe des Witzes und Muthwillens erlesen. Die bösen Buben liefen ihm schreiend nach und mischten in ihre Pfingstsprüche allerlei Andeutungen auf

seine verwachsene Gestalt und seine rothen Haare. Heftig aufgebracht und gekränkt wendete Vinzenz sich um — sein schieles Auge blitzte von Zorneswuth — diese verlieh den schwachen Gliedern Kraft und Stärke — er faßte den nächsten gewaltig — schüttelte ihn — und warf ihn so derb zur Erde, daß dieser eine Zeit lang sich nicht erheben konnte. Vinzenz aber ging, ohne umzuschauen — seiner Wege.

Am Nachmittag kam er zur Schule. Der Lehrer hatte bereits die schlimme Geschichte erfahren, und somit ward Vinzenz streng empfangen, erhielt einen Strafplatz und wurde zu dreistündigem Schularrest verurtheilt.

Ganz erbost saß Vinzenz in seinem Winkel. Er achtete nicht auf den Unterricht, nicht einmal seine Rechnung löste er; den Kopf in die beiden Hände gelegt, überließ er sich seinen bittern Gedanken, grollte dem Lehrer, den Kindern, seinem Höcker, seinen rothen Haaren, ja, der ganzen Welt. —

Die Mutter hatte ihm heute strengstens aufgetragen, gleich nach Hause zu kommen, wenn die Schule beendet sei; er sollte das gesponnene Garn zwei Stunden weit in die Nachbarschaft tragen, um für die Pfingst-Feiertage doch einige Kreuzer zu lösen. Vinzenz war aber in seiner Seele so aufgebracht, daß er dem Lehrer kein gutes, bittendes Wort gönnte, der ihn bei solchen Umständen sicher gleich entlassen hätte. So saß er da, und keine Thräne löste sich aus seinem Auge. Als es sechs Uhr schlug, entließ ihn der Lehrer mit der Er-

mahnung, hinkünftig freundlicher gegen die Mitschüler zu sein. Aber es machte keinen Eindruck auf sein Gemüth, da ihm ja auch keine Freundlichkeit entgegen kam. Es ging dem armen Knaben wie der Blume, die sich auch nur öffnet, wenn der warme Sonnenstrahl auf ihren geschlossenen Kelch lächelt.

Nun war es zu spät, um den Auftrag der Mutter auszurichten; er fürchtete sich, heimzukehren; — jetzt konnte er kein böses Wort mehr ertragen, er hatte eine entsetzliche Angst davor. — So schritt er den gewohnten Weg entlang, der zum Weiher führte, und nahm sich vor, die ganze Nacht dort zu bleiben, gar nicht mehr nach Hause, am wenigsten aber in die Schule zu gehen.

Er langte an seinem lieben Weiher an und legte sich dicht an das Schilf, damit ihn ja kein Menschen-Auge entdecke. Heute hatte er aber weder an Lybellen, noch an Wolken, noch an Unken, Fröschen oder Fischen eine Freude; es war ganz und gar traurig in seiner Seele. Lange lag er so da, es ging schon gegen die Dämmerung; diese legte bereits ihren zarten Flormantel über die Gegend. Der Abendwind säuselte durch das hohe Schilf, daß es sich wiegte und zu Vinzenz herniederbeugte; auch seine Haare wurden vom Lufthauche bewegt und es war ihm, als ob derselbe seine Stirne küsse. — Das that ihm so wohl, bis in's Herz hinein wohl. Die Vögel hatten bereits geschwiegen, — eine feierliche, friedvolle Stille lag auf der nahen Wiese;

nur die Grillen zirpten im Grase. — Das löste sein Gemüth von der Fessel des Unmuths; Thräne um Thräne brach aus seinem Auge und fiel nieder in das Wasser, welches die salzigen Tropfen aufnahm. Da wandte er sich zur andern Seite, als wolle er mit einer raschen Kopfbewegung die Thränen wegschütteln und sie lieber mit dem Abendthau im Grase vermengen, der ja beim neuen Morgen im Strahl der Sonne so verklärt und wunderlieblich glänzt. Die Wiese war heute frisch gemäht worden und sah also ganz hellgrün aus; man konnte jeden Gegenstand daselbst unterscheiden, denn das traute Grasversteck war entschwunden. Da entdeckte er ganz in seiner Nähe eine von der Sense halbzerschnittene Kröte, die ihn mit ihren hellen Augen unbeschreiblich schmerzhaft ansah. Erschreckt und mitleidig sprang er mit Einem Satze auf, — hin zum verwundeten Thierlein, neigte sich herab — kein Ekel vor der garstigen Gestalt ergriff ihn; war er ja selbst so unzählige Male seiner Häßlichkeit wegen verhöhnt worden! — Er nahm das Thier in die Hand, streichelte es, hielt den Schnitt zu und sann nach, wie er ihm helfen könne. Aber Hilfe mochte hier wohl zu spät sein. — Er stand ganz und gar rathlos. Da fiel ihm ein, wie er stets den verwundeten Finger zur Kühlung in's Wasser tauche, und er hoffte, es möchte auch dem verwundeten Thiere gut thun, oder es möchte dort leichter sterben. — Jetzt suchte er eine Stelle aus, um zum Wasser zu gelangen. Aber die Binsen standen überall gar so hoch und dicht, daß

er nicht dazu kommen konnte. Nun streckte er sich, — suchte mit dem Fuße haltbaren Grund, trat weiter und weiter hinaus, — streckte sich wieder — hielt sich an den Binsen, denn er wollte das arme Thier sachte hinein legen — und — die Binsen entschlüpften seiner Hand, er stürzte ihnen nach, mitten hinein in den Weiher. —

Doch Vinzenz war nicht allein gewesen. Der Fischer Joseph hatte die ganze Scene mit angesehen und beobachtet. Mit einem langen Sprunge war er am Ufer; schnell durchschritt er die binsenreiche Stelle, — streckte den langen Arm aus, erfaßte noch rechtzeitig den Fuß des Knaben und zog ihn zu sich. Nun stürzte er dessen Kopf; ein ganzer Strom von dunklem Wasser entquoll dem Munde des bewußtlosen Kindes; der Fischer rieb dessen Körper und legte ihn über den seinen. Endlich schlug Vinzenz die Augen auf, — sah verwundert um sich, sah sich an der Brust des fremden Mannes, mit dem er in seiner Schüchternheit zuvor nie gesprochen hatte, sah dessen freundlich grüßendes Auge auf ihn gerichtet: — und es öffnete sich das Thor seines Herzens; die Liebe quoll hervor, wie aus einem Felsenspalte; er brach in Thränen aus und umhalste den alten Mann, wie ein Kindlein es thut.

Der Fischer beruhigte seinen geretteten Schützling, trocknete die nassen Haare mit dem Taschentuche und schlug mit ihm den Weg zur Mutter ein.

Die alte Frau hatte anfangs, als Vinzenz nicht kam, heftig gezürnt. Allmählig verwandelte sich der Zorn

in Besorgniß und Angst. Sie wußte gar nicht, wo sie ihn suchen sollte, denn in beiderseitiger Schweigsamkeit kannte sie seinen Lieblingsaufenthalt nicht; er war bisher immer rechtzeitig heimgekommen und so hatte sie sich weiter nichts um seine Wege bekümmert. Als sie ihn nun mit dem Fischer anscheinlich wohlbehalten daher kommen sah, — wollte sich ihre Angst wieder in Aerger verwandeln und sie begrüßte ihn mit Scheltworten. Der Fischer aber trat zu ihr und sagte leise:

„Schweigt, Annemie, und bringt den Buben vor Allem in's Bett; macht ihm nur keine Vorwürfe, ich will euch später schon sagen, warum? und Alles erzählen."

Das geschah nun auch. Vinzenz lag im Bette und ein Fieberschauer überkam seine schwachen Glieder. Da rückte der Fischer Joseph einen hölzernen Stuhl zum Bette und sah mit Liebe und Theilnahme auf den Kranken. Auch die Mutter war milde und weich geworden, denn sie liebte ihren Sohn, obwohl das nie sich äußerlich gezeigt hatte. — Zum ersten Mal in seinem ganzen Leben genoß der arme Vinzenz solche Sorgfalt. Er merkte die Liebe, und sie machte ihm wärmer, als das dünne Bettlein und sie that ihm auch wohler, als Alles. Seine schielen Augen leuchteten von innerer Glückseligkeit; sein Mund lächelte; die bleichen Wangen wurden vom Roth der Freude überzogen, daß man die braunen Sommerflecken gar nicht mehr gewahrte: *der häßliche Knabe wurde wirklich schön in dieser Aufregung des Glückes.* —

Der Fischer hielt die heiße Hand des Kindes und endlich wurden dessen Athemzüge ruhiger, — er schlief sanft und tief ein. — Jetzt trat der Fischer mit dem Weibe auf die Seite und erzählte ihr die einfache Geschichte, auch was vorausgegangen war, was er zufällig erfahren hatte. Dann fügte er bei;

„Wißt ihr, Annemie, — was dem Buben fehlt? Ich will es euch sagen: — nichts als gute, freundliche Worte, die ihm zeigen, daß ihn auch Jemand auf der Welt lieb habe. Seht, weil er verwachsen ist und rothe Haare hat und schielt, lachen ihn die Kinder aus, verspotten ihn und Keines kann ihn wohl leiden. Das hat Feindschaft zwischen ihm und den Kindern gesetzt; er ist darob bitter und schier boshaft geworden, und wer weiß, wie es noch schlimmer wird, wenn's so fortgeht! — Seht, Annemie, ihr seid just auch nicht guter Dinge und nicht gesprächig; da meinte am Ende der Bub', es mög' ihn gar Niemand, nicht einmal seine eigne Mutter; und weil der Mensch Liebe braucht, ist er fortgegangen von den Leuten, sie wo anders zu suchen: — er ist hinausgegangen an den Weiher — zu den Thieren. Da hab' ich ihm oftmals still zugesehen und zugehorcht, ohne daß er es merkte, und hab' erfahren, wo ihn der Schuh drückt. Aber ich hab' auch entdeckt, daß es ein grundguter Bub' ist und hab' ihn lieb gewonnen und Bedauern empfunden. Und wie ich heute vollends zusah, als er sich einer armen Kröte erbarmte, wußt' ich mit Gewißheit, daß er ein gutes Herz habe, — und

wer ein gutes Herz hat, dem ist zu helfen, und mit dem ist etwas zu richten, selbst wenn er schon auf Abwegen geht, wie der Vinzenz. Wenn ihr mir den Knaben überlassen wollt, Annemie — ein Weib kann einen Buben doch nicht so gut erziehen, wie ein Mann — dann nehm' ich ihn und mach' ihn zu einem Fischer, weil er doch so gern am Weiher lebt. Ihr könnt ihn ja täglich besuchen." —

Annemie hatte fast andächtig und nicht ohne Zerknirschung zugehört, denn sie verstand den Fischer gar wohl. Mit einem Handschlage ging sie in dessen Plan ein. —

Am andern Morgen war Vinzenz wieder ziemlich wohl auf; aber er mußte doch noch im Bette bleiben. Der Fischer Joseph ging zum Schullehrer und auch zum Pfarrer. Beiden theilte er die Sache mit und erklärte sein Vorhaben; Beide schüttelten ihm gerührt die Hand und sagten: „Ja." — Dann kamen die Pfingst-Feiertage und Vinzenz hielt fröhlichen Einzug bei seinem Pflegevater.

Als er am Mittwoch in die Schule kam, war der Lehrer viel freundlicher gegen ihn, als ehedem, denn es war ein guter und gerechter Mann, der den Knaben nur nicht erkannt hatte, denn ein Lehrer kann doch nicht jedem Schulbuben nachgehen. Er schickte ihn früher fort, als die andern Kinder, und sprach diesen an's Herz und an's Gewissen, und wie böse und verderblich es sei, einen Menschen körperlicher Gebrechen wegen

auszuspotten und zurückzusetzen, und daß dies dem Herzen weh thue, bis dieses sich abwende von den Menschen und ganz verstockt werde. — Die Kinder mußten ihren guten Lehrer verstanden haben, denn die Knaben senkten die Köpfe und die Mädchen hielten ihre Schürzen vor die Augen. Gewiß aber ist, daß von jenem Tage an alle freundlich gegen Vinzenz wurden, und dieser hingegen freundlich gegen die Kinder.

Aber noch eine Veränderung ging mit Vinzenz vor: — er wurde schöner; — die rothen Haare stunden ihm fast gut an; Gesundheit und Freudigkeit warfen einen rothen Schimmer über seine Wangen, daß man die Sommersprossen kaum gewahrte, und in seinen schielenden Augen lächelte die Freundlichkeit fast wie eine harmlose Neckerei; sein Mund lernte das herzliche Lachen und wurde gesprächig. Denn das ist gewißlich wahr, daß die Seele erst den Menschen schön oder garstig macht, und wenn der Seele die Freundlichkeit fehlt, ist das Angesicht gleich einem Tage ohne Licht und Sonnenschein — ein solcher Tag ist aber öde. —

Wenn aber Vinzenz auch alle Menschen liebte, — so hing er doch an seinem Pflegevater mit ganz besonderer Herzlichkeit; er war ja sein zweifacher Erretter geworden, und dies lohnte und dankte er ihm durch sein Betragen tausendfach.

VI.

Ehrlichkeit.

„Weißt du, was morgen für ein Tag ist? — frug Otto den Vater mit hochwichtiger Miene, als eben Beide einen Abendspaziergang machten.

„Nun ja; ein Sonntag, und sicherlich ein recht schöner Sonntag. Schau nur, wie rein die Sonne untergeht und wie golden die Spitzen der Berge glänzen.“ —

Otto's Gesicht hatte sich während des Vaters Antwort enttäuscht gesenkt und er sagte mit leiser Stimme:

„Sonntag, ja Sonntag! aber noch etwas Anderes ist morgen.“ Und er sah wieder verstohlen zum Vater empor.

Dieser hatte längst den eigentlichen Sinn der Rede gemerkt und wollte den Knaben nur necken. Nun aber sagte er:

„Ah, jetzt fällt mir's ein, was morgen ist! schau, schau! hätt' es bald vergessen — dein Geburtstag! Nun, was fangen wir denn da an? Soll ich dir zu Ehren ein Feuer auf den Bergen anzünden lassen? Nun, sag' einmal.“

Otto wollte sich in Plänen und Vorschlägen erschöpfen, als der Vater ihn unterbrach:

„Alles nichts! Meinst du, ich hätte dieses Fest

wirklich vergessen? Nein, nein, ich wollte dich nur ein wenig necken. Hast mir ja Freude gemacht das ganze Jahr über und darum hab' auch ich einen Plan ersonnen, um dir auch Freude zu machen. Was meinst du? Ich denke, wir treten morgen eine kleine Fußreise an und zwar mit Nachtquartier, wie du es dir schon lange gewünscht hast. Sobald wir nach Hause kommen, suche deine Reisetasche hervor und fülle sie mit dem Allernöthigsten, etwa mit ein Paar Strümpfen und Schuhen, mit Kamm und Bürste; denn man muß stets so leicht wie möglich auf die Wanderschaft gehen."

Otto war über diesen Vorschlag ganz glückselig und konnte kaum die Nachhausekunft erwarten, um einzupacken. Dieweil er es thut, wollen wir nähere Bekanntschaft mit ihm machen.

Vater und Sohn waren Badegäste in Reichenhall, natürlich im eigentlichen Sinne des Wortes nur der Erstere; Otto hingegen war das Bild der Gesundheit, für seine zehn Jahre ziemlich hoch gewachsen, dabei von kräftigem Gliederbau. Sein Gesicht trug die Farben und den Ausdruck ächter, reiner Kindlichkeit und die schwarzen, lebhaften Augen stachen glänzend ab von der Blüthe des rosigen, runden Angesichtes. Sein dunkles Haar quoll reichlich unter einem grünen, runden Gebirgshute, auf dem allerlei schillernde Federn stacken, hervor, und wenn er so fest und gerade neben dem Vater herging in der kurzen Blouse, welche eine Schnur um den Leib lose zusammenhielt, dann schaute

den Beiden jeder Kinder- und Menschenfreund nach und dachte bei sich: „Wetter! ist das ein prächtiger Junge! Dem sieht man doch die Gesundheit, den Verstand und die Herzensgüte schon von Außen an! der wär' mir just auch der Rechte!" —

Otto war seines Vaters einziges Kind und auch die einzige Lebensfreude; denn er hatte dessen Mutter schon an dessen erstem Geburtstage verloren. Er nahm sich des Knaben Erziehung an, theilte seine Spiele und widmete ihm jede freie Stunde; es war ihm gar nicht so recht wohl ohne den Knaben und als der Arzt ihn nach Reichenhall schickte, mußte Otto auch sein Begleiter sein. So finden wir also Beide im Gebirgslande bei ihren Reisevorbereitungen, die inzwischen vollendet sind. Otto muß bald zur Ruhe, um früh aufstehen zu können und wir hoffen, daß morgen die Sonne so heiter aus dem Osten steigt, wie sicherlich der Knabe aus seinem Bette. —

Der erste Reisetag.

Die Sonne begrüßte wirklich in wunderbarer Glorie den beginnenden Tag, als wolle sie dem guten Otto gratuliren. Sogleich sprang er aus dem Bette und bald waren Vater und Sohn reisefertig. Ehe sie aus dem Hause traten, spendete der Erstere noch den Geburtstagssegen, indem er des Knaben Stirne mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, von dem ja aller Segen auf die Menschheit herabströmt. Dann legte er noch vier

und zwanzig funkelnde Kreuzer in Otto's Hand und sprach: „Kennst du das Sprüchlein: Geben ist seliger, als Nehmen? Gerade, wenn wir recht glücklich sind, möchten wir aller Welt geben, weil wir dann Alles ebenfalls glücklich sehen möchten. Zu diesem besondern Zwecke habe ich diese Kreuzerlein eingewechselt. Davon magst du jedem Kinde, das wir auf dem Wege treffen, eine kleine Freude bereiten."

Otto war darüber unbeschreiblich fröhlich und nun zogen sie aus dem Hause. Ihr erster Sonn- und Festtagsgang war jedoch in die Klosterkirche von Sankt Zeno und nachdem sie dort die heilige Messe angehört, gedankt und gebetet hatten, stiegen sie über die Anhöhe der Straße nach Berchtesgaden zu. Wie frisch und balsamisch die Morgenluft um ihr Gesicht strich! wie die Gräser alle so aufrecht, als hätten auch sie ausgeschlafen, da standen und vom Zephyr bewegt, sich zu einander neigten! wie die Blümlein so sonntäglich geputzt schienen! wie der klare Thau perlte, wie die Sonne sich d'rin abspiegelte und wie der Himmel im lichten Blau herab lachte! —

Nach einer Weile lenkten sie in die Straße ein und gingen schweigend und mit den Stöcken tüchtig ausholend, fürbaß. Wer wird immer plaudern, wenn es so viel zu sehen gibt! Damit meine lieben Leser den fröhlichen Knaben im Geiste begleiten können, will ich den Weg beschreiben.

Zur rechten Seite erhebt sich das vielzackige Latten-

Gebirg, hochhinauf bewaldet, dann wieder mit senkrechten, kahlen Felswänden, und am Fuße mit tausend Blumen geschmückt, von denen die veilchengleichen Cyklamen herrlichen Duft verbreiten. Daneben rieselt ein munteres Bächlein hin, bald eben, bald wieder schäumend über Steingeröll springend. Die Bergspitzen haben gar sonderbare Gestaltung. Deutlich sieht man Gesichter, lange oder gebogene Nasen, ein spitzes, hervorstechendes Kinn, und bei jeder Wegbiegung wird das Bild wieder anders. Aber wir müssen nun auch auf die linke Seite schauen. Dort steigt der gewaltige Untersberg empor, von dem die Sage so wunderbare Geschichten erzählt: daß darin der Kaiser Karl seinen Hof halte und das Gezwerge an allen hohen Festtagen hervorkäme, um die guten Menschen zu beschenken und die bösen zu necken als Strafe. Der Berg ist so wunderlich geformt, daß man hie und da so einen kleinen Kobold leibhaftig zu sehen meint, wie er da sitzt und mit dem Hammer die Steine zuklopft.

Nun zieht sich die Strasse schmal zwischen diesen beiden Gebirgen hin; auf jeder Seite breitet sich malerisch der Vorwald aus. Hei! wie er im Morgenschmuck glänzt! Auf jedem Blatte schimmernde Tropfen, an jeder Fichtennadel ein Diamant, in jedem Blumenkelche eine Perle! Buntfarbige, graue und braune Vögel fliegen und schwirren durch die Zweige, im Moose krabbeln die Käfer; durch's Gras schlängeln sich die Eidechsen, über den Weg hüpfen kleine Kröten, — dort an einem Baum-

stumpfe tummelt sich das unzählbare Heer der Ameisen. Jetzt springt ein scheuer Has über den Pfad, ihm nach des Jägers Hund und nun tönt ein Pfiff, der ihn noch zur rechten Zeit zurückruft.

Otto hatte bei jedem Schritte etwas Neues zu sehen und der Vater mußte ihm Vieles erklären. So kamen sie in ein Dorf und als dieses durchschritten war, blieben Beide plötzlich stehen und stießen einen lauten Ruf der Bewunderung aus. Vor ihnen erhob sich groß und prächtig der Watzmann und die Sonne beleuchtete sein Haupt, daß der Schnee wie eine silberne, golddurchwebte Krone glänzte, und er in einen Königsmantel gehüllt schien. —

„Frisch d'rauf los, Otto!" rief der Vater; „das ist unser Ziel."

Die Beiden schritten in verdoppelter Eile weiter, immer das herrliche Bild vor Augen, und es war ihnen als zögen auf beiden Seiten das Lattengebirg und der Untersberg mit, so weit dehnen diese sich aus. Jetzt that sich die ganze, gewaltige Gebirgswelt vor ihnen auf, als ob der Watzmann wirklich ein König wäre und die andern Berge den Hofstaat bildeten. Zur Rechten der Steinberg, zur Linken der Göll, — und jetzt — o Wunder der Natur — das steinerne Meer, welches sich hoch durch die blauen, sonnigen Lüfte zieht.

„Vater, Vater! was ist das! wie kommt der viele Schnee auf den Berg, wo es doch so heiß ist?" rief Otto. Und der Vater sprach:

„Davon kann ich dir eine Geschichte erzählen. Da oben hauste einmal, als noch Alles grünte, eine Sennerin mit ihrer Heerde. Die Kühe fanden so reiche Nahrung, daß sie gar viele und fette Milch gaben und die Sennhütte zu den reichsten im ganzen Gebirge gehörte. Eines Tages kam ein armer, zerlumpter, müder Wanderer zur Sennerin und bat um eine Labung, als sie eben in jeder Hand einen gefüllten Milchkübel trug. Aber diese hatte ein steinhartes, unbarmherziges Gemüth und gönnte keinem Armen eine Wohlthat. Mit harten Scheltworten wies sie den Bittenden ab und schüttete vor seinen Augen im Uebermuthe die beiden Milchgefäße über den Berg hinab. Da wendete sich der Arme und er sah nicht mehr aus, wie ein Mensch, sondern wie ein Strafengel. Wie er mit seiner Hand winkte, wurde plötzlich die Sennerin zu Stein und der ganze Berg zu einem Schnee- und Steinmeere verwandelt. So ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Kein Sonnenstrahl vermochte das Eis zu schmelzen; es sollte ein ewiges Wahrzeichen sein, daß Uebermuth und Unbarmherzigkeit den größten Reichthum zum Verderben bringen."

Der Vater schwieg; Otto langte augenblicklich nach seinen Kreuzerlein und wünschte sich ein armes Kind herbei, um von seinem Reichthume austheilen zu können. Aber es zeigte sich keines; es war noch zu früh am Tage und die Leute wohl alle in der Kirche.

Nach dreistündigem Marsche gelangten sie auf die

neuangelegte Straße und stiegen eine Weile bergauf. Nun aber ging vor ihnen die ganze Herrlichkeit der Natur auf. Die Berge stehen in Reih und Glied, als wollten sie ein Spalier zum Königsschlosse bilden, an welches dieser Weg führt. Tief unten breiten sich grüne Matten aus, silberne Bäche schlängeln sich dazwischen hin, dunkle Wälder malen ihre Schatten darein; freundliche Landhäuser schauen durch's Gebüsch und lachen von den Höhen hernieder; zur Linken aber steht des Königs herrliches Lustschloß mit all den zierlichen Nebengebäuden und den wohlangelegten Gärten, und weiter unten breitet sich das liebliche Oertchen Berchtesgaden aus, welches so recht wie von Bergesarmen umschlossen da liegt.

Otto konnte sich an all der Herrlichkeit gar nicht satt sehen, und der Vater mußte ihn daran erinnern, daß die Mittagsrast winke. Sie lenkten nun in einen freundlichen Wirthsgarten ein, lagerten sich und bestellten in gemeinschaftlicher Berathung ein Geburtstagsessen. Bis dieses bereitet wurde, sahen sie sich noch etwas in der Gegend um und der Vater sprach, indem er mit der Hand auf eine Stelle deutete, wo Berg an Berg sich schichtete:

„Dort liegt ein tiefer, tiefer See, rings von hohen Bergen umschlossen, die so schroff emporsteigen, daß man nur an wenig Stellen landen kann. Dies ist der Königs- oder Bartholomäus-See mit seinem grünen, wohl 600 Fuß tiefen Gewässer, und an diesen schließt

sich noch ein anderer: der Obersee. Aber dahin wandern wir heute nicht; das versparen wir uns auf meinen Geburtstag. Wir wollen lieber durch die freundliche Ramsau streifen und dort Nachtherberge suchen. Morgen sollst du dann auch einen See befahren."

O, wie heute nach dem fröhlichen Marsche unserm Otto das Festmahl schmeckte! Er war so munter, daß er keine Müdigkeit spürte und bald wieder weiter zu wandern begehrte. Sie machten sich nach dreistündiger Rast auf den Weg und schritten lustig durch das liebliche Thal, immer am Watzmann und Steinberge hin, durch so herrlich grüne Matten, als hätte der Frühling ihnen eben erst das junge Kleid angelegt. Es ging wie durch einen Park von Ahornbäumen und von jedem Hügelchen herab sah ein zierliches Gebirgshaus mit dem breiten Vordach und der künstlich geschnitzten Altane voll Blumen und Schlingpflanzen. Nun begegneten sie auch vielen Landleuten, die alle freundlichen Gruß boten. Otto hatte Gelegenheit genug, seine neuen Kreuzer anzubringen und empfing dagegen so glückselige Blicke und dankende Worte, daß er sich nicht erst die armen Kinder aussuchte, sondern allen gab, die er auf dem Wege fand. Er fühlte so recht deutlich, welch einen Herzensgenuß das Geben bereite.

Jetzt blieb der Vater stehen. Zur linken Seite führte ein Fußpfad von der Straße ab und daneben enthielt ein Wegweiser die Innschrift:

„Zur Wimbach-Klamm."

„Wie steht's mit der Müdigkeit, Otto? — Wir haben von da aus noch eine Wegstunde bis zur Herberge, und es frägt sich, ob du noch Lust hast, die Klamm zu besuchen, wozu eine weitere Stunde erforderlich ist."

Ohne ein Wort zu entgegnen, sprang Otto auf den Seitenpfad und die kleine Anhöhe hinauf. Bald standen sie vor einem hölzernen Gitter und Otto horchte. Ein wildes, schauerliches Wassergebrause drang in sein Ohr. Der Vater nahm ihn fürsorglich an der Hand und sagte: „Fürchte dich nicht, tritt sicher auf, jetzt geht's in die Klamm."

Vor ihnen that sich nun eine gähnende Felsschlucht auf, welche die beiden Berge, Watzmann und Steinberg von einander trennt. Die Schlucht ist so tief, die Bergwände ragen so hoch empor, daß man darin nur einen schmalen Streifen des Himmels erblickt und das Sonnenlicht verschwindet. Rechts zieht sich an der schroffen Felsenwand ein etwa drei Fuß breiter, künstlich errichteter Weg über und an dem Abgrunde hin; links stürzt der Wasserstrom brausend in die Tiefe, in welcher die Wogen schäumend sich aufthürmen. Es herrscht ein donnerndes Getöse in der Schlucht, die sich mehrere hundert Schritte weit hinzieht. Bald rauscht das Wasser in breiten Strömen herab; dann wieder in schlängelnden Silberfäden, die ihre Perlen auf grünes Moos, holde Blümlein und junges, lustiges Gesträuche werfen, welche aus dem harten Felsgesteine wunderbar emporwachsen. — Da steht man, abgeschlossen von aller Welt,

mitten in dem Allmachtswerke des Schöpfers und das Herz muß Ihn anbeten, wenn es nicht selbst von Stein ist.

Endlich leuchtet wieder Helle in die Kluft herein und man tritt in's Freie.

Otto athmete tief auf. Es war ihm hier doch etwas bang und schaurig geworden und er freute sich des Tageslichtes. Doch sie mußten denselben Weg zurücklegen und beim zweiten Anblicke fürchtete er sich weniger; er sah nun die reizenden lieblichen Schönheiten und freute sich, daß der brausende Wasserguß doch all der Blümlein am Gesteine so freundlich schone.

Nach einer Stunde lenkten sie wieder in die Fahrstraße ein. Die nahe Herberge zog ihre Schritte an, denn Otto fühlte allmählig seine Füße schwerer werden. Aber er wollte sich nicht nachgeben, sondern die Müdigkeit tapfer mit seinem Willen bekämpfen. Zur Erleichterung pfiff er ein lustig Liedchen, als er plötzlich inne hielt — scharf auf eine Stelle blickte, dann mit Einem Satze darauf hinschoß, sich niederbückte und triumphirend etwas empor hob. —

„Ein Fund! ein Fund! ein Geburtstagsgeschenk gerade vom Himmel herab!“ rief er im lauten Jubeltone.

Der Vater näherte sich; es war ein lederner Behälter mit Riemen verschlossen. Er löste diese und zog ein schönes, glänzendes Fernrohr heraus. Otto griff begierig mit den beiden Händen darnach; aber der Vater zog es erst auseinander, daß es fast eine ganze Elle lang wurde, hielt es vor das Auge, richtete es und rief dann:

„Der Tausend! das ist ein kostbares Fernrohr, ein echter Frauenhofer!"

Er konnte gar nicht satt bekommen, durch zu sehen und suchte sich einen Punkt auf dem Watzmann aus.

„Ei, ei!" — rief er; ein ganzer Rudel Gemse!"

Otto bat den Vater dringend, sie ihm zu zeigen; dieser richtete nun das Glas für des Knaben Auge, lenkte es auf die Stelle und Otto rief:

„Ich seh' sie!"

Wie oft hatte er sich gewünscht, Gemsen zu sehen; da standen sie nun vor ihm, nahe, ja, so nahe, daß er meinte, er dürfe nur darnach greifen und doch liefen sie nicht davon, sondern sahen neugierig in's Thal hinab. Alles sah er durch dieses Rohr so deutlich; die Schieferplatten des Gesteins, die Bäume, den Schnee hoch oben. Otto wollte das Perspektiv gar nicht mehr aus der Hand geben; immer wieder entdeckte er etwas Neues. Endlich aber mahnte der Vater an die Nachtherberge, schob es zusammen, that es in die lederne Umhüllung und Otto steckte es sorgfältig in seine eigene Umhäng-Tasche.

„Vater!" — rief er; — „bin ich nicht ein Glückskind, daß ich gerade an meinem Geburtstage dieses Fernrohr gefunden habe?" —

Doch dieser entgegnete ernst:

„Du geberdest dich ja gerade, als ob es dir gehöre. Das hat ein Reisender verloren, der es schwer entbehren wird; zudem ist es wohl an hundert Gulden

werth. Wir müssen vor Allem denselben auszuforschen suchen und es ihm zurückstellen."

Otto sah etwas verblüfft darein und sagte langsam: „Aber wo sollen wir ihn auffinden? Wenn es ein Reisender verloren hat, dann ist er wohl schon über alle Berge und wir können ihm doch nicht nachreisen?"

„Aber Anzeige von deinem Funde können wir machen und in den Zeitungen davon Bericht geben; kurz, wir müssen Alles aufbieten, um das Perspektiv an den rechten Mann zu bringen."

„Aber wenn es so theuer ist, so gehört es natürlich einem reichen Manne; der wird noch mehrere haben oder kann sich ein neues kaufen. Vielleicht gehört es gar dem König —"

„Ob es einem armen oder reichen, ja, ob es dem König gehört — das ist für dich immer das Gleiche: dir gehört es einmal von Rechtswegen nicht, und wenn du nicht eifrig nach dem Eigenthümer forschest, ist es so viel, wie ein unrechtes Gut." —

„Aber Vater, da könnte ja der Nächst-Beßte behaupten, es gehöre ihm!"

„Nein, denn derjenige, welcher es abverlangt, muß davon eine genaue Beschreibung entwerfen."

„Wenn sich aber nun nach Jahr und Tag Niemand findet, Vater?" —

„Dann, Otto, spricht es das Gesetz dir zu. Nun höre: — Was würdest du thun, wenn nach Jahren sich der rechte Eigenthümer meldete?"

Otto zauderte und sagte dann: „Aber wenn das Gesetz es mir zuspricht, dann kann ich es doch von Rechtswegen behalten?"

„Otto, Otto! das oberste und feinste Gesetz hat Gott in unser Gewissen geschrieben. Weltliche Gesetze sind meistens für die Bösen, die das Rechte nicht freiwillig thun, sondern dazu gezwungen werden müssen. Gehört es dem Eigenthümer nach mehreren Jahren weniger, als jetzt? Was sagt dein Gewissen dazu?" —

Otto schlug sein dunkles Auge auf, seine Wange röthete sich noch höher und er entgegnete: „Ja, Vater, auch dann noch gebe ich es ihm. — Aber vielleicht meldet sich nie Jemand darum." —

Otto sagte diese letzteren Worte sich gleichsam zum Troste, und langte darnach. Der Vater redete ihn nach einer Weile an:

„Sage mir, würde es dich recht schwer betrüben, wenn du das Fernrohr verloren hättest?" —

„O, es würde mir so leid thun, daß ich mich gar nicht darüber trösten könnte."

„So, so," — sagte der Vater. „Ach, vielleicht ist der, welcher es verloren hat, nun auch recht traurig und kann sich nicht trösten!" —

Otto stand bei diesen Worten stille. — Schnell nahm er das Fernrohr aus seiner Tasche und sagte: „Vater, ich will es in der Hand tragen, damit, wenn der Eigenthümer auf uns zukömmt, er's schon von Weitem sieht und sich freut." —

Der Vater hatte kaum diese Worte vernommen, als er den Knaben auf offener Straße an sein Herz drückte. Dann gingen sie glückselig mit einander vorwärts und erreichten bald das Wirthshaus zur Ramsau. Der Vater bestellte das Nachtquartier, ein gebratenes Hühnlein zum Imbiß, ließ eine Bank vor's Haus stellen, einen Tisch davor und inzwischen Bier und Käse auftragen. Dann ging er schnell zur Gendarmerie-Station am Ende des Ortes und meldete den Fund.

Inzwischen war es Abend geworden, von dem nahen Kirchthurm erklang die Abendglocke; alle Bauern zogen die Hüte und beteten; auch die Beiden stunden auf. Doch auch der Berg, der in die Gasse herein schaute, schien zu beten. Unten am Fuße des Göll bis zu seinem waldigen Gürtel herauf schimmerten alle Farben des Regenbogens und vereinten sich dann in blutrothe Glut, die im Haupte des Berges in goldnem Feuer aufzulodern schien.

Alpenglühen! o welch ein feierlicher Anblick ist dies! Wie ein Lobopfer der Schöpfung flammt es empor, daß alle Menschenherzen auch aufflammen müssen im Preise des Herrn.

Lange schauten unsere beiden Wanderer auf diese Naturschönheit. Allmählig erlosch das Glühen; die Sonne war gänzlich untergegangen und nun wurde der Berg bleicher und bleicher, wie ein sterbender Mensch, bis endlich die blasse Todtenfarbe ihn überzogen hatte.

Da brachte die Wirthin das gebratene Hühnlein und die Scene verwandelte sich gänzlich: die Beiden ließen es sich herrlich schmecken und suchten bald darauf ihr Nachtlager, das ihnen die Wirthin im Tanzsaale bereitet hatte, weil das ganze Haus von Gästen überfüllt war. Aber sie hätten sogar in einer Scheune gut geruht; die Müdigkeit bettet jedes Lager weich. Otto nahm sein liebes Fernrohr mit als Schlafkameraden und er sah im Traume noch viel wunderbarere Sachen, als ihm dasselbe im Wachen zu zeigen vermochte. Damit endete der erste Reisetag.

Der zweite Reisetag.

Wieder grüßte die Sonne unsere beiden Wanderer beim Erwachen. Ihre Glieder hatten sich völlig ausgeruht und sie gingen rüstig und freudig fürbaß. Vor der Gendarmerie-Station stand dessen Innwohner; diesem bezeichneten sie auf's genaueste ihren Weg und gaben ihre Adresse an, im Falle der Eigenthümer des Fernrohres sich darum melden sollte.

Der Weg führte sie bald links von der Fahrstraße ab und bog in ein gelichtetes Gehölze ein. Zu ihrer rechten Seite begleitete sie stets ein rauschendes Bächlein, welches die Wirthin als Richtschnur ihres Weges bezeichnet hatte. Dieses Merkzeichen war auch sehr nöthig, denn es verlor sich fast jede Spur eines betretenen Pfades; wirr durcheinander lagen abgehauene Baumstämme, Felsenstücke, Reisig und kleineres Steingerölle, so daß

jeder Wanderer sich den Weg nach bestem Ermessen zu wählen hatte. Es dauerte jedoch kaum eine halbe Stunde, so endete der Wald und andere Berggestalten, als die bisher gesehenen, zeigten sich dem Blicke. Die riesigen Wände der Reitalpe begrenzten die Aussicht und ein lieblicher Fußpfad führte durch saftig grüne Matten dahin.

„Dort liegt der Hintersee und siehst du da drüben das weiße Haus? es ist unser Ziel für den heutigen Mittag.“ —

Otto hatte dem Vater fast ungläubig zugehört; er hatte sich vom Hintersee eine ganz andere Vorstellung gemacht. Das, was er hier sah, glich eher einem unscheinbaren Weiher. Er äußerte auch sein Erstaunen. Der Vater entgegnete aber:

„Nur nicht voreilig geurtheilt; gerade das, was anfänglich am unscheinbarsten uns vorkommt, überrascht uns bisweilen bei näherer Besichtigung durch hohe Schönheit.“

Sie gingen nun um den See im Halbkreise. Immer weiter dehnte sich das Gewässer aus; immer neue Berge ragten hervor, bis endlich der ganze Hintersee ruhig, klar und friedlich, von den Bergen gleich Mutterarmen umschlossen, vor ihnen lag. Da und dort und hier und drüben sah man große ausgebreitete Regendächer und daneben bärtige Maler, welche hier ihre Werkstätte aufgeschlagen hatten und die Berge abconterfeiten. Der Vater wies auf diese hin und sagte:

„Die wissen gewiß, was schön ist; darum kommen sie in so großer Zahl daher. Gefällt dir's nun auch, Otto?“

Der Knabe nickte glückselig mit dem Haupte und zeigte ein großes Verlangen, auf dem See zu fahren. Es wurde ein Boot bestiegen und ein kräftiger, gebräunter Schiffer griff tüchtig mit dem Ruder aus, daß er sich immer weit zurückbog und wieder vorwärts langte. Wie schön das ist, wenn das Schifflein lange Furchen zieht, die immer gleich wieder so spurlos verschwinden; wenn die Sonne auf den kleinen Wellen glitzert, wenn die Berge sich verkehrt im Wasser spiegeln; wenn die Wölkchen über die Fluth hinziehen und am Gestade tausend Mückchen und Libellen über dem Schilfe tanzen und sich darauf niederlassen zu lustigem Ausruhen. —

Unsere beiden Wanderer begaben sich nach dieser Fahrt in das Wirthshaus. Ein Sommerhäuschen über der Schiffhütte erbaut, gewährte ihnen einen lieblichen Aufenthalt. Der Vater richtete nun das Perspektiv auf die verschiedenen Punkte der Umgegend und Otto's Freude und Entzücken über den kostbaren Fund steigerte sich immer mehr. Zudem wuchs sein Verlangen, so recht in die Nähe der Reitalp zu kommen und der Vater änderte deßhalb seinen Plan.

„Wir wollen" — sprach er — „heute Nacht hier Quartier nehmen, anstatt schon heimzukehren, und nach dem Essen ein wenig in der Gegend umher streifen." —

Otto war darüber seelenvergnügt und drängte den Vater, bald auftragen zu lassen, nur um vorwärts zu kommen. So geschah es. Die Wirthin gab ihnen ihr kluges, neunjähriges Töchterchen als Wegweiser mit,

denn das Kind der Berge wußte jeden Pfad genau zu bezeichnen. Es begann nun auch ein lustiges Kindergeplauder und eh' sie daran dachten, standen sie vor steilen Felswänden. Otto schaute überall neugierig umher; der Vater hingegen hatte das Fernrohr auf einen Punkt gerichtet; dort schien etwas seine Aufmerksamkeit zu fesseln und er rief, indem er den Finger ausstreckte:

„Otto, schau einmal dahin: du kannst es vielleicht mit deinen klaren Augen ohne Glas sehen. Erkennst du nicht auf der niedern Felszacke eine kleine Gestalt?"

„Ja, ja! ich sehe etwas!" rief er. „O, das ist Hansjörg, der Gaisbub" — sagte rasch das Mädchen. „Der ist so keck, daß er schon noch einmal Hals und Bein bricht, denn er meint, er könne gerade so gut springen und klettern, wie seine Gaisen. Der ist nirgends lieber als da droben und kommt oft Monate lang nicht in's Thal herab, denn er übernachtet in der Sennhütte. Wenn er aber im Winter in die Schule muß, weint er fast acht Tage lang aus lauter Heimweh nach dem Berge. Aber er weiß allerlei, er kennt alle Steine und Kräuter, alle Thiere, Vögel und Schmetterlinge, so, daß er oft die vornehmen Stadtleute und Maler, die hinauf kommen, belehrt; dafür sagen sie ihm auch allerlei, was er nicht weiß. O, das ist Einer der Hansjörg!"

So plauderte die Kleine nach Mädchenart und wußte immer wieder etwas vom Hansjörg zu erzählen. Plötzlich rief Otto:

„Vater, Vater! schau nur; was ist dem Hansjörg? Siehst du nicht, wie er den Berg herunterspringt als ob ihn ein wildes Thier verfolge. Und sieh nur, hintendrein rennen alle Gaisen. Gewiß stürzt er herab, der arme Hansjörg." —

Alle drei eilten nun zu dieser etwas entfernten Stelle hin. Bis sie dort anlangten, war der Knabe schon unten, kniete am Boden, stieß einen herzzerreißenden Schrei des Jammers aus, legte sein braunes Gesicht ganz auf die Erde, stand nicht auf und sah nicht, was um ihn vorging. Seine kleine Heerde hatte sich um ihn geschaart und neugierig blickten die Gaisen auf ihren Führer.

Ja, das war ein trauriger Anblick. Ein prächtiger Gaisbock lag zerschellt auf dem Boden. Hansjörg hatte den Sturz gesehen, war eilends nachgerannt und kniete nun wehklagend neben dem todten Thiere. Er umschlang dessen Leib und weinte so jämmerlich, daß seine kleine Brust wogte und er kaum zu Athem kommen konnte. Da näherten sich ihm unsere beiden Wanderer und das Mädchen. Otto suchte ihn aufzurichten und sagte:

„Hansjörg! es ist ja nur ein Gaisbock! es gibt noch viele solche Böcklein! komm', steh' auf! wein nicht so!"

Hansjörg rief aber fast zornig und unter Thränen:

„Laß mich! was weißt du davon? So einen Gaisbock gibt's in der ganzen Welt nicht mehr; das ist mein allerbester Kamerad gewesen und hat mich verstanden und ist mir auf Schritt und Tritt nachgelaufen. — Und

was wird der Vater sagen! Gewiß schlägt er mich halb zu Tod, wenn er's erfährt! 's ist mir aber gerad einerlei; ich mag ohne meinen Hansel gar nicht mehr leben!"

Da zog Otto den Vater auf die Seite und sprach: „O Vater, lieber, lieber Vater! gib dem Hansjörg so viel Geld, damit er einen andern Gaisbock kaufen kann und er nicht zu allem Jammer hin noch Strafe bekömmt." —

Der Vater hörte voll Mitleid auf den Knaben und war sichtlich verstimmt. Er sagte:

„Es thut mir gar sehr leid, Otto, daß ich dir nicht willfahren kann. Aber ich hatte beabsichtigt, heute wieder nach Reichenhall zurückzukehren und wenig Geld zu mir gesteckt. Da wir nun nochmal ein Nachtquartier nehmen, darf ich nichts davon hergeben, sonst reichen wir selber nicht aus. Auch ich hatte den Wunsch, des Knaben Herzeleid ein wenig zu mildern."

Als sie so mit einander redeten, gewahrte ihre Führerin, die kleine Burgei einen Reiter, der im Galopp gerade auf sie zusprengte, zupfte Otto's Vater am Rocke und deutete darauf hin. Verwundert wendete sich nun dessen Aufmerksamkeit auf den Ankömmling. Der Vater ging demselben eine Strecke weit entgegen. Man sah nun die beiden Männer eifrig mit einander reden; der Fremde stieg vom Pferde, führte dasselbe am Zügel und sie näherten sich der Kindergruppe. Otto's Vater rief seinen Knaben herbei und sagte ganz freudig schon von Weitem:

„Otto, da ist der Herr, dem das gefundene Fernrohr gehört. Er hat mir eine genaue Beschreibung davon entworfen und bittet dich nun, es ihm einzuhändigen. Zugleich trägt er dir einen reichen Finderlohn von 10 fl. an.“ —

Otto's Augen glänzten in unbeschreiblicher Freude, denn gleich einem Blitzstrahle durchzuckte ein Gedanke seinen Kopf. Eilig zog er das Fernrohr, welches ihm der Vater wieder eingehändigt hatte, hervor, bot es dem Fremden dar und sagte:

„O, lieber, lieber Herr! Geben Sie die zehn Gulden doch dem armen Hansjörg, dem sein schöner Gaisbock eben verunglückt ist. Er läßt sich gar nicht trösten und wird noch von seinem Vater hart gestraft werden. Um zehn Gulden kann er gewiß einen andern und noch schönern Gaisbock kaufen.“ —

Der Fremde öffnete mit sichtbarer Freude seine Geld-Börse, langte mehrere Thaler hervor und legte sie in Otto's Hand. Dieser eilte damit sogleich zu Hansjörg, zupfte ihn am rauhen Kittel und sagte mit tröstender Stimme:

„Hansjörg! deinen Gaisbock kannst du nun doch nicht mehr lebendig machen; steh' da ist Geld, kauf' dir einen andern.“

Der Hirtenknabe wollte anfangs gar nicht darauf hören; endlich traten auch die beiden Männer zu ihm und suchten ihn zu beschwichtigen. Allmählig gelang es ihnen. Das viele Geld setzte ihn in Verwunderung und

lenkte seine Gedanken auf den Vater, der nun doch wenigstens nicht schelten werde. Er steckte das Geld sorgfältig in die Tasche, wischte sich die nassen Augen ab, reichte Allen dankbar die Hand, umschlang dann seinen todten Hansel, trug denselben in ein dichtes Versteck und ging langsam und traurig mit seiner Gais-Heerde den Felsenpfad hinauf, wo er bald den Augen der Nachschauenden verschwand. —

Der Fremde bedankte sich nun recht herzlich bei Vater und Sohn und sagte ihnen, wie betrübt er über den Verlust des Fernrohrs gewesen, weil es ein Erbtheil seines seligen Vaters und ihm deßhalb unendlich werth sei, und wie er den Zufall preise, daß es so ein ehrlicher Knabe gefunden habe. Otto aber entgegnete, daß er's als ein Glück betrachte, denn ohne dasselbe wäre der arme Hansjörg nun ganz untröstlich. Da sprach der Fremde:

„Das mußt du als Himmelslohn für deine Ehrlichkeit ansehen, lieber Knabe, und daß du im Wohlthun eine so große Freude findest, gefällt mir überaus gut."

Die beiden Männer theilten sich nun gegenseitig ihren Reiseplan mit; ihr Ziel war das Gleiche. Der Fremde berichtete, wie der Gendarm ihm die erste Auskunft gegeben und ihn nach dem Hintersee begleitet habe. Dort hätte er sich auf dessen Pferd gesetzt, um schneller über die Wiese zu kommen; im Wirthshause stehe sein Wagen und er lade die Beiden ein, gleich jetzt mit ihm nach Reichenhall zu fahren. Dies wurde

mit Freuden angenommen, denn die Geschichte des Gaisbocks hatte den kleinen Otto traurig gemacht, so, daß er alle Lust verlor, weiter zu gehen.

Lustig rollte bald darauf der Wagen durch die schöne Gegend. Otto saß auf dem Bocke und hatte seine Freude an den raschen, kräftigen Hufschlägen der Pferde. Nun verschwanden der Watzmann und Steinberg aus dem Gesichtskreise; die Reitalpe bildete links die erhabene Steinmauer. Der Kutscher sperrte das Wagenrad und es ging fast zwei Stunden lang immer bergab. Neben ihnen gähnte ein schauriger Abgrund und rauschend floß durch denselben der Bergstrom, welcher hie und da herrliche Wasserfälle bildete. Als der Berg zurückgelegt war, trabten die Pferde muthig die schöne ebne Straße hin, an deren Seite prächtige Lärchenbäume ihre malerischen Zweige herabsenken und grüne Matten den rauschenden Strom umgeben. Die Sonne vergoldete scheidend die Bergspitzen, als sie in Reichenhall einzogen; aber der schönste Sonnenstrahl der Erinnerung glühte in Otto's Seele — und das ist ein Glühen, welches im Menschen fort dauert bis an das Ende seiner Tage, ja, den Lebensabend freundlich und heiter macht.

VII.

Ein Familien-Fest.

Kaum hat die Sonne ihr großes Auge aufgethan, welchem auf der Flur viele Tausende glitzernde Thau-Perlen entgegenlächeln, unzählige Blumen duftend entgegen hauchen, alle Thiere, jedes in seiner Art, den Morgengruß bieten und alle Gräser und Hälmchen artig ihr Compliment machen: — kaum also ist dies draußen auf der Flur geschehen, als auch schon drinnen im Stübchen und im Bette Lottchen das Auge aufschlägt, sich halb empor richtet und lächelt, dann aber rasch in das Röcklein schlüpft, und auf den Zehen in's Nebengemach zu Rudolf geht, um ihn, der Verabredung gemäß, zu wecken. Es ist heute ein gar wichtiger Tag, an dem es viel heimliche Arbeit gibt, denn morgen steht der Mutter Namen im Kalender.

Rudolf hat für sich und die Geschwister selber Namenstagsverse ersonnen, der Lehrer hat sie ausgebessert und gelobt, diese müssen nun auch fein säuberlich geschrieben werden. Es gibt auch noch so viel Anderes zu thun, daß Lotte gestern kaum einschlafen konnte. All' die Geschäfte zogen durch ihren Kopf, wie eine Schaar fleißiger Ameisen, und sie hat eigens ein Vaterunser zum Schutzengel gebetet, daß er sie rechtzeitig wecke

und dieser läßt sich so einen guten Kinderwunsch nicht zweimal sagen, er hat selber seine größte Freude dabei. Darum ist Lotte nun auch so frühzeitig auf und kann im Triumphe den Bruder wecken. Der ist auch sogleich munter und bald darauf sitzen die Beiden am Tische. Lotte strickt an den wollenen Handstützchen, die sie für die Mutter bestimmt hat; Rudolf aber schreibt oder malt vielmehr, so langsam zieht er die Federstriche, — das Titelblatt für die sämmtlichen Wünsche:

Zum Namensfeste
unserer innig geliebten Mutter.

Das nimmt sich gar schön aus, und jetzt kommt auf's erste Blatt sein eigner Wunsch.

Nun aber naht die Zeit, wo die Mutter gewöhnlich die Kinder weckt. Die darf sie beileibe nicht außer Bette finden; Kindesliebe muß diesesmal einen ganz kleinen Betrug rechtfertigen. Husch! sind sie wieder aus den Kleidern und im Bette, und lassen sich wecken, wobei sie aber das Lachen fast nicht unterdrücken können und sich unter die Zudecke verbergen.

Jetzt geht Alles in gewöhnlichem Geleise. Aber die Kinder wissen, daß die Frau Amtmännin ihnen zu Liebe ihre Mutter Nachmittags zu einem Spaziergange einladet, damit sie ungestört schalten und walten können.

Auch diese Stunde ist endlich gekommen. Da herrscht lauter Jubel und emsiger Fleiß im Hause. Zuerst schreibt Lotte nun auch ihren Wunsch ein, nemlich die zweite Strophe des Gedichtes, das sie und der Bruder ge-

meinsam sagen. Rudolf aber wird des kleinen Gustels Lehrmeister; der kann ja noch nicht lesen; dem muß man Zeile für Zeile vorsagen und das ist eine lange Arbeit, so eifrig auch Gustel aufmerkt. Aber die Beiden werden nicht müde zu lernen und zu lehren. Es ist ein gar rührendes Bild, wie Gustel an des Brudes Augen hängt und ihm jedes Wort nachsagt und wie Rudolf sich zu dem Kleinen herniederbeugt. Nach zwei Stunden geht es ganz herrlich und nun wird ihm noch die Hand geführt, denn er muß seinen Wunsch auch eintragen. Gustel sieht ganz stolz auf seine schönen Buchstaben und freut sich jubelnd darüber.

Jetzt wird das Papier zusammengerollt, mit einem rosa seidnen Bändchen umschlungen, — Rudolf holt seine Zeichnung, Lotte die Stützchen; sie legen es zusammen, um zu probiren, wie es sich ausnimmt und dann eilen sie in den Garten, um Gustels Geschenk herzurichten. Weil er selber noch nichts anfertigen kann, hat Rudolf ein nettes Binsenkörbchen geflochten und dieses füllen sie nun mit ganz kleinen Blümchen, schlanken Gräsern und grünen Blättern, daß es allerliebst aussieht und der kleine Bruder es gar nicht mehr aus der Hand lassen will. —

Schon rückt der Abend heran und noch ist kein Kranz geflochten. Sie eilen zu ihrer Kindsmagd Nanni; diese nimmt den Bindfaden und einen großen Reif und geht mit ihnen zum Garten. Ei, wie dieser geplündert wird! Aber die Blumen geben sich gerne dazu her; sie

lieben auch ihre Mutter Natur und dienen mit Freude der kindlichen Dankbarkeit; vielleicht fällt aus dem Mutterauge eine Thräne der Freude und Rührung auf sie und das ist noch ein schönerer Schmuck als die schönste Thauperle. —

Nanni sitzt auf dem Schemel und bindet den Kranz; die Kinder tragen unter Scherzen die Blumen herbei und reichen sie ihr.

„Da, Nanni, nimm diesen Rittersporn," sagt Rudolf, — „das ist mein Abzeichen der Tapferkeit. Ich werde ein Soldat, damit ich euch Alle beschützen kann, wenn einmal die Türken in's Land kommen. Thu' aber auch eine Grethel in der Heck' dazu, damit Lottchen nicht fehlt."

„Wart! ich geb' dir die Grethel in der Heck!" — sagt Lotte, indem sie den Bruder an den Haaren zupft. „Da, Nanni, nimm diese vier Rosen. Die Rosen sind ein Sinnbild der Liebe; diese drei sind wir und das weiße Knösplein soll unser verstorbenes Schwesterlein bedeuten, welche dieses Fest im Himmel mitfeiert. Ihr dürft aber der Mutter morgen nichts davon sagen, sonst wird sie wieder traurig."

Nun kommt Gustel mit einer Hand voll Vergißmeinnicht und reicht sie mit stummer Bitte der Nanni hin. Diese nimmt sie und sagt mit freundlichem Lächeln:

„Ja, ja; die sind gerade wie deine Augen. Die Mutter weiß gleich, daß die den Gustel bedeuten."

Darüber ist der Gustel glückselig und nun will

Jedes ein Sinnbild seiner eigenen Person bringen, was viele heitere Scherze verursacht. Endlich ist der Kranz fertig; aber das Allerschönste fehlt noch. Der Herr Lehrer hat der Mutter Namenszug ausgeschnitten, ihn mit Goldpapier überklebt, und diesen bindet nun Nanni in die Mitte des Kranzes. Ei, wie das herrlich glänzt und schön ist!

Nun tragen sie Alle den Kranz in den Keller, hängen ihn dort auf und bespritzen ihn noch mit Wasser, damit er bis Morgen frisch bleibe und kein Blümchen welke.

Gerade zur rechten Zeit sind sie fertig geworden, denn eben kommt die Mutter nach Hause und es ist auch schon Essenszeit. Bald darauf fallen die müden Augen zu und der süße Schlaf umfächelt die guten Kinder.

Es ist wieder Tag geworden. Nicht die Sonne, nicht die Mutter, auch nicht die Nanni, sondern die Freude weckt heute die drei Kinder eine ganze Stunde früher als sonst. Nanni hat auch schon die Festkleider zurecht gerichtet und in der schönen Stube Alles geordnet. Die beiden Größern tragen den Kranz, Gustel aber ein Sträußlein Vergißmeinnichte, die er selbst pflückte. Sie schleichen in's Festzimmer und harren mit klopfendem Herzen des Vaters und der Mutter.

Jetzt geht die Thüre auf und Beide erscheinen. Zuerst tritt Gustel vor, überreicht sein Körblein und den Strauß und sagt:

„Liebe Mama!
Wer ist da?
Sieh, dein Gustel reichet dir
Seines Gärtchens ganze Zier,
Wünschet herzlich auch dabei,
Daß so hold dein Leben sei!“ —

Nun bekömmt der Kleine einen Kuß von der Mutter und noch einen, und wieder einen und sie bewundert sein Körbchen und er muß den Wunsch noch einmal sagen, so gut hat er ihr gefallen.

Rudolf und Lotte treten vor mit ihrem Kranze und sprechen deutlich und klar im Chore:

„Lebe lange, leb' zufrieden!
Reiches Glück sei dir beschieden
In der Deinen frohem Kreis.
Fühle stets des Lebens Wonnen
Wenn dein Lenz auch längst zerronnen
Und dein Haar' schon silberweiß.

Uns're Liebe sei die Blüthe
Die sich schlingt um dein Gemüthe
Gleich dem Blumenkranze hier.
Gott erhöre uns're Bitte
Und erhalt' in reiner Sitte
Uns're Kinderherzen dir!

Die Mutter war von Rudolfs kunstlosen Versen so gerührt, daß wirklich eine Freudenthräne aus ihrem Auge auf den Kranz niederträufelte und gerade das

weiße Röslein befeuchtete. Sie drückte ihre Kinder an's Herz und auch der Vater fühlte sich dabei recht glücklich.

Nun aber begann im Hause der Festtag und Alles mußte Theil daran nehmen. Zuerst wurde der Namenstagskuchen mit den vielen, vielen Lichtlein — so viele, als die Mutter Lebensjahre zählte — aufgetragen. Jedes im Hause bekam ein Stück davon und selbst Nero, der Hund und Mimi, die Katze erhielten einen kleinen Antheil.

Dann kamen die andern Gratulanten aus dem Orte, der Herr Lehrer, die Frau Amtmännin, die Gevattern und Freunde, und immer wieder durften die Kinder ihre schönen Sprüche auffsagen. Zu Mittag speiste der Lehrer an der Festtafel und das war für die Kinder eine ganz besondere Freude, denn sie hatten ihn gar lieb, den guten Alten; wer die Eltern liebt und ehrt, der liebt und achtet auch stets den Lehrer; das steht so in guten Kinderherzen. Auch der Herr Pfarrer kam und brachte schöne Bildchen mit, als ob nicht nur der Mutter Namenstag sei, sondern als ob alle drei Kinder ihr Fest feierten. O, was ist es doch Schönes um so einen traulichen Familientag!

Am Nachmittag knallte der Kutscher Lukas im Hofe und saß bereits auf dem Kutscherbocke. Alles stieg ein, sogar auch die Nanni; wo man sich liebt, da haben gar Viele auf kleinem Raum einen guten Platz. Man fuhr auf einen etwas entfernten Maierhof, der dem Vater gehörte, und da ging es nun in Freuden her.

Die Eltern hatten viele Gesellschaft eingeladen und alle Nachbarn kamen mit ihren Kindern dazu. Es war ein Land, in dem Milch und Honig floß, doch fehlten auch die süßen Kuchen und Früchte nicht. —

Als der Tag zu Ende ging und Alles wieder zu Hause war, knieten die Kinder nieder vor ihre Bettchen und beteten: „Gott, erhalte und segne uns're Eltern!" —

Aber auch die Eltern knieten nieder und beteten für ihre Kinder. Gott sah gewiß gnädig von seinem lichten Himmel hernieder, denn sein Segen ruht ja auf allen Kindern, die ihre Eltern ehren, und auf allen Eltern, die ihre Kinder zu seiner Ehre erziehen.

VIII.

Jung und Alt.

Glühend schaut die Sonne auf die Erde, welche nach Regen schmachtet. Auf der Wiese legen die Blümchen ganz matt die Köpflein nieder und lechzen nach Abendthau. Alle Feldthiere bergen sich im hohen Grase, das ihnen Schatten verleiht und selbst im Walde ist es stiller als gewöhnlich; es ist auch dort zu heiß zum Singen und Springen, zum Krappeln und Zappeln.

Nur die Fische in der Fluth schießen lustig auf und ab und schnellen hie und da empor, daß ihre Schuppen glänzen im Sonnengolde.

In der Stadt ist's noch heißer, denn hier ist dem spielenden Luftzuge der Weg durch die hohen Gebäude versperrt. Die Dächer glänzen, als wollten sie fast in Brand gerathen und die vergoldeten Thurmknöpfe flammen wie Feuerstrahlen in die blaue Luft. Von der Straße wirbelt der Staub empor, wenn ein Wagen dahinrollt und mancher Fußgänger wischt sich mit seinem Tuche den Schweiß von der Stirne. Wer aber nicht ausgehen muß, der wartet den kühlen Abend ab und schaut nur hie und da durch die verhängten Fenster auf die glühende Straße.

So habe ich's auch gemacht und so eben etwas gewahrt, was ich euch, liebe Leser, nun erzählen will.

Gerade meinem Fenster gegenüber ist ein Wirthshaus. Angelehnt an dasselbe steht die Bude einer Obsthändlerin, von weit herabhängendem Schirmdache beschattet. In den Körben glänzen rothe Kirschen und Weichseln, daß man meint, den Saft unter der dünnen Schale perlen zu sehen und der Mund darnach begehrlich wird.

Unter der Thüre des Wirthshauses steht das Wirths-Töchterlein, die kleine Mechtilde, deren Wangen selber wie Kirschen leuchten. Dazu tritt ihre Mutter und ruft sie herein in's kühle Stübchen. Mechtilde wendet sich schmeichelnd zur Mutter, indem sie einen Seitenblick auf

die Obstbude sendet, und klagt über den argen Durst. Da lacht die Mutter laut auf und sagt:

„Dummes Ding! geh' hinab in den Keller; da hast du den Schlüssel.“ —

Aber Mechtilde sagt: „O Mutter, das hilft mir nichts; wenn ich Bier trinke, werd' ich immer noch durstiger. Ich bitt' dich, gib mir ein Paar Kreuzer, damit ich mir bei der Frau Klostermann Kirschen kaufen kann.“

Die Mutter schlägt die Schürze zurück, langt in die Geldtasche und sucht drei Kreuzerlein heraus. Eilig lauft Mechtilde zur Obstbude und bald darauf sitzt sie unter dem Hausthore auf dem Ecksteine und verzehrt mit sichtbarem Wohlbehagen ihre Kirschen, wovon auch die dicke Wirthin eine um die andere nimmt und nochmal hinüber schickt, um den brennenden Durst zu löschen.

Ueber eine Weile wischt sich auch die Obstfrau die schweißtriefende Stirne ab. Die Zunge klebt ihr am Gaumen. Nach einigem Bedenken ruft sie dem Mädchen, das eben die letzte Kirsche verzehrte, langt vier Kreuzer hervor und sagt:

„Geh, Mechtild, bring mir schnell ein Krügel voll Bier; ich kann's nimmer aushalten vor Durst!“ —

Die Kleine lacht in sich hinein; es kommt mir vor, als lache sie die Obstfrau aus und als denke sie:

„Das ist komisch! sitzt die Alte vor dem aufgehäuften Kirschenkorbe; all das wächst in ihrem eigenen Garten, kostet sie keinen Heller und sie verlangt von unserm

sauren und bittern Bier! Mir ist's recht, das Faß geht ohnedem zur Neige und der Rest muß auch getrunken werden; ich aber möch'ts wahrhaftig nicht trinken." —

Mechtilde bringt das Krüglein mit dem künstlich aufgetriebenen Schaume, unter dem das Bier weite Augen aufreißt, als staune es selber, daß man es trinken möge. Die Alte trinkt mit langem Zuge und sagt nach jedem Absatze: „Ah! das ist frisch!" —

Ich wende mich lachend vom Fenster und denke mir: „Wahrhaftig, so sind die Leute: — Was sie haben, das wollen sie nicht; und was sie wollen, das haben sie nicht! — Aber ist es mir nicht hundertmal auch schon so gegangen? Einer lacht den Andern aus und wenn er's recht bedenkt, dürfte er sich selber auslachen. Und doch ist es eine ernsthafte Sache! Wäre Jeder mit dem zufrieden, was ihm der liebe Gott in wahrhafter Vatergüte verliehen hat, wie viele Schmerzen und Entbehrungen blieben ihm erspart und wie wenig hätte er dann zu klagen! Gar manche Menschen bringen sich dadurch um ihr ganzes Lebensglück, wenigstens doch um die Gegenwart, welche sonnig und heiter, wie der heutige Tag, vor ihnen liegt. Ich denke, wir wollen vernünftig werden, ich und meine lieben Leser, und immer nur das begehren, was uns der liebe Gott huldvoll schenkt. Meint ihr nicht auch so? —

IX.

Ein Blumenraub.

1) Der Friedhof.

Ich habe einige Wochen in tiefer Abgeschiedenheit auf dem Lande verlebt. Mein Zimmer lag in einem alten, der Miethe übergebenen Kloster mit langen Gängen, in denen jeder Schritt widerhallte, mit unzähligen Winkeln und Seitentreppen, mit einem Kreuzgang voll verwitterter Grabdenkmäler. Vor meinen mit Eisenstangen vergitterten Fenstern, die nur einige Fuß Höhe vom Boden entfernt waren, breitete sich der Friedhof aus. Ein schmaler Weg führte mitten durch denselben in die Kirche, durch deren geöffnete Pforte ich den ganzen Gottesdienst und jedes Wort der Predigt vernehmen konnte.

Die wenigen Menschen, welche mich anfangs besuchten, blieben endlich aus; denn sie sagten: mein Aufenthalt diene nicht zur Erheiterung und sei ihnen allzu traurig. So kam es mir aber nun gar nicht vor; mir war mein Zimmer unendlich traut und lieb geworden; ich fühlte mich in Gottes Nähe und fürchtete mich also weder vor Gespenstern noch vor bösen Menschen.

Der Friedhof glich wahrlich einem Garten: überall Blumen und Büsche; Morgens und Abends kamen

Leute, die etwas auf den Gräbern ordneten, Weihwasser drüber sprengten, oder die jungen Blüthen mit ihren Thränen begoßen. Besonders war Ein Grab gut gepflegt; da schimmerte es von allen Farben; kein welkes Blättlein war dort zu sehen; alle Blumen waren sorglich aufgebunden, und dieses that ein Mädchen von zwölf Jahren, den vornehmern Ständen angehörig und eine junge, bleiche Frau in der ländlichen Tracht jener Gegend. Die Beiden kamen zu ganz verschiedener Zeit; aber sie kamen täglich bei Sonnenschein und Regen. Stundenlang sah ich auf den Friedhof hinunter und machte meine Beobachtungen über das menschliche Herz, das sich hie und da so schnell, und dann wieder gar nicht zu trösten vermag. Wenn der Mond über den Grabmälern leuchtete, war es zauberhaft schön und wenn der Abendwind in den Rosenbüschen rauschte, kam es mir wie das Nachtgebet der Todten vor. Am liebsten hielt ich selber dort beim Klange der Abendglocke mein Gebet und wenn zum Schlusse das Glöcklein leiser klang und an die Abgeschiedenen mahnte, flüsterte ich: „gute Nacht" — und betete ein Vaterunser und Ave. Wenn ich einmal Nachts nicht schlafen konnte, dachte ich an die ruhigen Schläfer da unten und nahm mir vor, recht brav und gut zu sein, um selber einmal süße Grabesruhe und Himmelsfreude zu genießen. Tod und Grab hatten für mich das Schauerliche verloren; ich machte mich vertraut mit der ganzen Geschichte des Friedhofs, studirte alle Inschriften und ließ mir vom Todten-

gräber den Lebenslauf aller Derjenigen, die er selber eingebettet hatte, erzählen. So erfuhr ich auch die Geschichte jenes, an Blumen so reichen Grabes, des Mädchens und der bleichen Frau, die es pflegten. Ich zog mir eine gar ernste Lehre daraus und nahm mir vor, sie meinen lieben Lesern und Leserinnen treu und schmucklos zu berichten.

2) Die Näther-Katharine.

Der Ort, von dem ich erzähle, ist ein kleiner Marktflecken im Gebirge. Es gibt dort die verschiedensten Bewohner, denn es befindet sich daselbst ein Gerichts-Bezirk. Ringsherum liegen auch noch einsam zerstreute Häuser, Hütten und stattliche Gehöfte. Eines davon muß jedoch jedem Wanderer auffallen, so klein es auch ist. Das breitvorspringende Dach endet oben mit sorgfältigem Schnitzwerk, zwischen dem ein Kreuz sich erhebt; eine Altane trägt Blumenstöcke und Schlingpflanzen; der neue Anwurf ist fast von wilden Weinreben überdeckt und vor der Thüre breitet sich ein Gärtchen aus, welches die schönsten Blumen im ganzen Orte aufzuweisen hat. Sollte man nicht meinen, daß es glückliche Menschen bewohnen? Und doch ist's nicht also. Es walten nur zwei Frauen darin, die eine steht schon nahe dem Grabe, die Andere ist zwar noch jung, hoch und schlank gewachsen, wohl gekleidet in der üblichen Tracht der Bürgersleute; — aber ihre Wangen sind bleich; kein Freudenschimmer leuchtet in den Augen, kein

Lächeln spielt um die Lippen; nur ein Ausdruck der Sanftmuth und stillen Ergebung ist darüber ergoßen, gleich dem Mondenscheine, der auf der stillen Flur ruhet. Jeder im Orte kennt die Frau; es ist die Näther-Katharine, welche von Haus zu Haus auf die Stöhr ziehet und ihres Fleißes und stillen Wesens halber überall so wohl gelitten ist. Jedes weiß auch ihre traurige Lebensgeschichte, die ich nun berichten will.

Katharina hat vor etwa zehn Jahren einen jungen Maurer geheirathet, der dies Häuslein selbst erbaute, die Schlingpflanzen zog und den Garten anlegte. Der Mann verdiente das tägliche Brod; Katharina brachte durch ihre Arbeit auch manchen Groschen in's Haus; dazu schenkte ihnen der liebe Gott ein gesundes Büblein — und so fehlte es im kleinen Hause an nichts, was glücklich machen kann, denn sie waren sich gut und lebten in stetem Frieden.

Plötzlich kam es ganz anders. Der Maurer stürzte, vom Schwindel ergriffen, vom Thurme, dessen Dach er ausbesserte, und bis die arme Katharina herbei eilte, war er bereits verschieden. Der Schrecken hatte so heftig auf dieselbe gewirkt, daß sie das Gehör verlor und von dieser Stunde an taub blieb. Lange Zeit wollte sie auch gar nichts hören; als aber die heilige Religion ihren Trost in das leidende Herz träufelte, that es ihr doch weh, nicht einmal das Lachen ihres Kindes und den Mutternamen vernehmen zu können. Aber sie konnte doch ihren kleinen Jakob sehen; sie sah sein Lächeln;

sie sah ihm die Worte von den Lippen ab; sie sah wie er sie liebte und ihr und der Großmutter folgte; wie er klug und verständig wurde: und allmählig ward sie wieder glücklich, denn sie liebte das Kind unbeschreiblich; es war ja ihre einzige Lebensfreude. Alle ihre Sorgfalt theilte sich nun zwischen dem Knaben und der alten Mutter ihres verstorbenen Mannes. Wenn sie Abends von ihrer Arbeit nach Hause kam und die Beiden beisammen sah: — Frühling und Winter vereint — und wenn Jakob ihr entgegensprang, sie umhalste und drückte — dann fühlte sich die Arme doch reich, trotz ihres so großen Verlustes. Katharina arbeitete unabläßig, um dem Knaben das Häuschen zu erhalten und es ganz schuldenfrei zu machen. Weil er bei der alten Ahne so einsam leben mußte, verwendete sie manchen Kreuzer auf kleine Spielereien und sah es gerne, daß die Großmutter das Gärtchen mit Blumen bebaute, die das Kind ungemein liebte. Jakob war unter den Blumen auch gar so schön anzusehen. Seine Wangen wetteiferten mit der Pracht der Rosen und seine Augen waren so klar und rein, wie das schönste Vergißmeinnicht.

Wie es allen tauben Leuten, denen die mündliche Mittheilung erschwert ist, geht, besonders wenn sie ein arbeitsames Leben unter fremden Menschen führen, — so ging es auch Katharinen: sie wurde schweigsam, redete selber meist nur durch Zeichen, wie die Andern thaten, und dachte dafür um so mehr. Sie entwarf Pläne um Pläne für ihren Jakob und rechnete schon auf viele

Jahre hinaus. Aber Gott spricht durch den Mund des Propheten: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und Meine Wege sind nicht eure Wege. So weit der Himmel über der Erde ist, so weit sind Meine Gedanken über euren Gedanken."

Eines Tages, als Katharina von der Arbeit heimkam, lag Jakob bereits im Bettlein und klagte über Halsweh. Am andern Tag hatte das Kind die Bräune und am dritten lag es, eine weiße Rose — im Leichentuche. Man trug ihn zum Friedhofe, bettete einen schwarzen Hügel auf, pflanzte das Kreuz hinein und heftete das Bild seines Namenspatrons daran.

Von jenem traurigen Tage an war Katharina ganz und gar verändert. Sie saß in ihrer Stube, sprach kein Wort, aß nicht, schlief nicht, weinte nicht, sondern ließ die Hände in den Schoos sinken in stummer Zerknirschung. So konnte es nicht bleiben. Der Orts-Geistliche, ein frommer, ehrwürdige Priester, der alle Leiden seiner Pfarrkinder im eignen Herzen trug, ging zu ihr, um sie zu trösten. Aber wie sollte er das anfangen, da sie nichts hörte? Er that es auf sehr einfache Weise. Er faßte ihre Hand und hielt sie, bis Katharina zu seinem Auge aufschaute mit fast irrsinnigem Blicke: da schoßen gewaltsam Thränen in die Augen des alten Mannes und fielen tropfenweise hernieder auf die Hand des Weibes. Und sieh! diese frommen Zähren hatten die Kraft des Trostes; sie erweichten die vom Schmerz erstarrte Seele. Katharina brach in ein lautes

Schluchzen aus, legte den Kopf auf den Tisch und weinte eine ganze Stunde lang. Geduldig blieb der fromme Seelsorger bei ihr stehen. Endlich richtete sich das Weib auf und athmete aus tiefster Brust. Da langte der Pfarrer ein selbstgemaltes Bild hervor, denn er verstand sich herrlich auf diese Kunst und legte es vor Katharina hin. Es stellte einen blumenreichen Grabhügel dar, an dem ein Weib kniete; über denselben schwebte ein Engel, der die Trauernde mit der Palme des Friedens berührte, und der Engel hatte genau Jakobs kindliche Gesichtszüge.

Katharina sah auf das Bild mit leuchtenden Augen; sie faltete die Hände, sie lächelte und sah aus, als ob sie eine himmlische Erscheinung sähe. Auch der gute Pfarrer lächelte und deutete mit der einen Hand nach Oben. Da fiel Katharina auf ihre Knie, ihre Lippen bewegten sich, ihre Augen waren gen Himmel gerichtet. Was sie betete, hörte nur Gott allein; aber es mußte ein inniges Gebet gewesen sein, denn von diesem Augenblicke an ging eine heilsame Veränderung in ihr vor. Sie nahm wieder Theil am Leben, sorgte wie ehedem für die alte, tiefgebeugte Ahne, ging wieder auf die Stöhr und wenn sie auch noch stiller, als zuvor wurde und bleich aussah: so war sie doch sanft und immer freundlich, besonders gegen alle Kinder. Ehe sie jedoch zur Arbeit ging, sah man sie zum Gottesacker wandeln, wo sie ihres Kindes Bett auflockerte, im Frühling mit Blumen verzierte und diese sorgsam das Jahr über

pflegte. Jeden Abend kam sie regelmäßig wieder dahin und es war, als ob der Himmel und die Menschen sich vereinten, das Grab zu schützen und zu pflegen, denn die Blumen daselbst gediehen fast auf wunderbare Weise.

3) Johanna.

Nicht weit entfernt vom alten Kloster stand noch ein alterthümliches Gebäude, in welches das Landgericht verlegt war. Von Außen sah man es ihm wahrlich nicht an, daß mitten darin oft gar lustig gesungen, gelacht und gescherzt würde. Es war aber doch so; denn des Landrichters Töchterlein Johanna war das lustigste Mädchen im ganzen Orte und so leicht beweglich, wie ein Eichkätzlein. Die Besuche, welche zur Mutter kamen, die Schreiber in den Gerichtsstuben, die Bauern und Handwerker, dann der ernsthafte Schulmeister wie der ehrwürdige Pfarrer: — Allen kam das Lächeln an, wenn Johanna herbei hüpfte und ihre kindlichen Späße trieb. Sie hatte die tollsten Einfälle von der Welt und ehe man es sich versah, waren sie ausgeführt. Freilich folgte darauf manche ernste Rüge der Eltern, aber sie wußte jedes Stirnrunzeln wegzuschmeicheln und im Grunde waren es auch stets nur Kleinigkeiten, die ihr kindlicher Uebermuth verübte, denn Johanna war herzensgut und lieb und hätte mit Bedacht keinem Menschen und keinem Thiere etwas zu Leide thun können.

Genau ein Jahr nach der im vorigen Abschnitte

erzählten traurigen Begebenheit war verstrichen und die Julisonne brannte auf die Getreidefelder, um die Körnlein zu härten und zu zeitigen. Da hatte es Johanna gar nöthig und steckte in allerlei Heimlichkeiten, zu denen die Mutter ein Auge zudrückte, denn sie wußte, daß sie alle dem Annatage, ihrem Namensfeste, galten. Der Lehrer hatte ein schönes, sinnreiches Gedicht ausgesucht, zu welchem verschiedene Blumen als Sinnbilder gehörten und Johanna hatte sich mit Hilfe des Oberschreibers, ihres Vertrauten, Alles zurecht gerichtet. Nur eine Moosrose, auf welche gerade die schönsten und bedeutsamsten Verse hindeuteten, fehlte und war gar nirgends aufzutreiben. Johanna hatte sich den ganzen Tag über müde gesucht und kehrte recht ärgerlich nach Hause zurück. Was sollte sie nun thun? Ihre Verse waren bereits auf ein schönes, goldumrandetes Papier, das sie sich eigens aus der nächsten Stadt hatte kommen lassen, geschrieben und paßten ohne die Moosrose gar nicht. Sie hatte auch noch mehreres zu thun und also nicht mehr Zeit zum Abschreiben, denn morgen war bereits der letzte Tag, St. Jakob. Mit diesen höchst verdrießlichen Gedanken ging sie zu Bette und sie mischten sich auch in die nächtlichen Träume. Immer und immer sah sie die schönsten Moosrosen, bald auf einer Steinmauer, welche sie nicht erreichen konnte, dann am jenseitigen Ufer eines tiefen Baches; jetzt wollte sie eben eine schöne Knospe pflücken, als ein wildes Thier sie verscheuchte und sie athemlos fortsprang, bis sie sich in der

Kirche, an den Stufen des Altars gerettet fand, und sieh dort, gerade vor dem Allerheiligsten lag eine herrliche Moosrose. Sie streckte die Hand aus — plötzlich rührte sich der Engel am Tabernakel und wehrte ab — da zitterte sie und erwachte. —

Die Sonne schien bereits in ihr Schlafgemach. Obgleich sich Johanna ganz müde vom Traume fühlte, stand sie doch rasch auf und kleidete sich an, um bei ihrem Lehrer einen guten Rath zu erholen. Der wußte keinen andern, als den Wunsch auf gewöhnliches Papier zu schreiben und statt Moosrose eben ein anderes Wort zu setzen; freilich mußte dann auch der ganze Vers geändert werden.

Im höchsten Grade mißmuthig ging Johanna nach Hause; sie war es gar nicht gewohnt, auf solche Hindernisse zu stoßen und gerade für das Namensfest ihrer lieben Mutter! Ihr Weg führte sie an der Kirche vorbei und da kam ihr plötzlich der wunderbare Traum der heutigen Nacht zu Sinne. Es drängte sie hinein zu gehen, als ob sie wirklich in der Kirche die Rose finden sollte. Halb im Traume schritt sie durch den Mittelgang des Kirchhofes. Plötzlich blieb sie, wie von einem Zauber gebannt, stehen. Gerade vor ihr, auf dem Hügel des kleinen Jakob, prangte ein Moosrosenstock mit vielen, vielen Knospen und aus der Mitte desselben erhob sich eine herrliche, halberschlossene Rose, so, daß man noch das zarte Moos gewahren konnte.

„Das ist mein Traum, meine Rose von heute

Nacht;" — war des Mädchens erster Gedanke. Rasch näherte sie sich dem kleinen Hügel, sah sich vorsichtig um, ob Niemand sie belausche, dann streckte sie die Hand mit der hervorgezogenen Scheere aus. Einen Augenblick zauderte und zitterte sie. Der abwehrende Engel am Tabernakel fiel ihr ein und sie fühlte sich von leiser Furcht überschlichen. Aber sie sah noch einmal hin. Die vielen Knospen, nahe am Aufbrechen, schienen ihr zu winken und ihr Herz klopfte: „Es ist ja für meine Mutter." Schnell, ohne sich weiter zu bedenken, schnitt sie die Moosrose tief unten ab, daß noch schönes Laubwerk sie zierte, verbarg sie im Körbchen, eilte damit nach Hause, steckte sie in frisches Wasser und wies ihr einen verborgenen Platz an.

Während am Abende Johanna ihre Geschenke zusammenrichtete und sich ohne alle Gewissensbisse ihrer Rose freute, ging auf dem Gottesacker eine andere Scene vor. Katharina hatte diesesmal zu Hause länger als gewöhnlich auf der Stöhr, gearbeitet, um ein Namenstagskleid für die Frau Landrichterin fertig zu bringen. Und gerade heute that ihr dies Leid, denn es war ja ihres Jakobs Namenstag, den sie so gerne beim Abendläuten auf seinem kleinen Hügel gefeiert hätte. Schon im Frühjahre hatte sie eine kleine Ersparniß, die Frucht nächtlicher Arbeit, auf den Ankauf eines herrlichen Moosrosenstockes verwendet und ihn aus der Stadt hergetragen. Dieser wurde in den Grabhügel gepflanzt und sorglich gepflegt; er trieb viele Knospen, auf denen oft

eine Thräne des Mutterauges fiel, und gerade auf sein Namensfest versprach eine davon in voller Herrlichkeit sich erschließen zu wollen. Wirklich hatte sie sich am Morgen, als sie ihr liebes, unvergeßliches Kind besuchte, zur Hälfte erschlossen. Unter Tags schien die Sonne so heiß und Katharina freute sich auf den Abend, wo sie gewiß die Rose in voller Pracht sehen würde. Was konnte sie ihrem kleinen Engel auch anderes schenken? Er hatte die Rosen hienieden immer so geliebt, und all' die Blumen, welche aus seinem Grabhügel sproßten, kamen ihr zudem noch wie lauter Grüße vor, welche Jakob ihr sende. „Die Blumen" — so dachte sie — „blühen ein Weilchen und hören und sehen meine Liebe; dann welken sie ab, kehren zu ihm in's Grab zurück und erzählen ihm Alles, was sie gehört und gesehen haben." Darum war der innigen Mutterliebe auch Jakobs Namenstagsrose gar so werth, und als sie dieselbe Morgens mit Weihwasser besprengte, war es ihr nicht anders, als segne sie ihr frommes Engelein selber damit.

Es war ein wunderbar schöner Mondscheinabend und Alles ringsum helle, wie am erwachenden Tage. Katharina ging zum Friedhofe hinaus. Sie näherte sich mit gefalteten Händen dem Grabe, kniete davor nieder und neigte sich zum Rosenstrauche. Aber plötzlich zuckte es schmerzlich durch ihre Seele. „Wo ist die Rose?" — Sie schaute umher, sie rieb sich die Augen, sie forschte mit der Hand darnach, — vergebens! — die Rose war

verschwunden, fort! und ihre zitternde Hand griff nach dem frisch abgeschnittenen Stengel. — Das war ein großer Schmerz für die Arme; sie lebte ja, seitdem der würdige Priester ihr das tröstende Bildchen gegeben hatte, so innig vereint mit dem Engelskinde, als ob es sie wirklich umschwebe; und nun war gerade diese Namenstagsrose, mit der sie sein Fest feierte, entwendet!

Katharina legte das Haupt auf den Grabhügel und weinte so schmerzlich, als ob der Knabe erst heute gestorben wäre. Dann erhob sie sich, aber nicht mehr sanft und freundlich, wie ehedem. Ihr Angesicht glühte; ihr Herz schlug empört; eiligen Schrittes ging sie zum Küster und forschte nach dem Diebe; doch der Mann hatte nichts gesehen von dem Raube und suchte sie durch Geberden zu beruhigen. Aber Katharina war nicht zu besänftigen, sondern rief: „Mathias! Ihr seid verantwortlich für den Gottesacker; Ihr müßt wissen, was da vorgeht. Ich will erfahren, wer das gethan hat und einer armen Frau den letzten Trost und die einzige Freude raubt. Forscht nach dem Diebe und ich will Euch Alles geben, was ich entbehren kann." Der Küster versprach ihr mit Geberde und Handschlag, was sie verlangte, nur um sie zu besänftigen und Katharina verließ den Friedhof. Sie ging lange in der Nachtluft umher; aber ihre aufgeregte Seele wurde nicht ruhiger. Endlich suchte sie zu Hause ihr Lager und weinte sich in Schlaf. Da kam im Schlummer milder Trost über sie. Im Traume sah sie ihr Engelskind; es lächelte und

hielt in der Hand die aufgeblühte Moosrose. Katharina wollte darnach greifen und im Augenblicke verwandelte sich die Rose zur Friedenspalme, wie es auf dem Bildchen zu sehen war. Es wurde wieder Tag und die Morgensonne schien so milde auf Katharinens Augen, daß sie erwachte und der gestern empfundene Schmerz nur als Wehmuth in ihrer Seele nachzitterte. Gemäß der getroffenen Verabredung nahm sie das eingehüllte Kleid auf den Arm und schritt dem Landgerichte zu. Heute vermochte sie nicht, wie gewöhnlich, in den Gottesacker einzutreten, denn sie wollte ihr Herz nicht auf's Neue beunruhigen.

In der Prunkstube des Landgerichts war Alles festlich geziert. Auf einem weißbedeckten Tische stand der Festtagskuchen; daneben lagen die Geschenke, Johannens geschriebener Wunsch und in einem feingeschliffenen Glase prangten die Sinnbilder kindlicher Liebe und Dankbarkeit — einzelne Blumen. —

Katharina trat bescheiden ein und überreichte das Kleid im Namen des Gebers, wobei sie ihren eigenen Wunsch, die gnädige Frau möge es in Glück und Freude tragen, ausdrückte. Freundlich dankend reichte diese der armen Nätherin die Hand und führte sie zum Tische, damit sie auch die reichen, schönen Geschenke bewundere. — Sie traten herzu. Aber was ist geschehen? — Katharina bleibt vor dem Tische wie angefesselt und erstarrt stehen — es leuchten ihre Augen in Entrüstung, — die Wangen glühen in Zornesaufwallung — sie kann

sich nicht mehr beherrschen — mit zitternder Hand, doch heftig langt sie nach dem Blumenglase und zieht die Moosrose heraus, indem sie mit bebender Stimme ruft: „Das ist meines Jakobs Rose! wie kommt sie hieher? wer, wer hat sie vom Grabe weg gestohlen?“ —

Bleich wie der Tod steht Johanna in der Ferne. Die Mutter weiß sich den Auftritt gar nicht zu deuten. Doch wie sie das erblaßte Mädchen erblickt, erschließt sich vor ihrem Geiste der ganze traurige Zusammenhang. Sie eilt auf das Kind zu, führt die Widerstandlose herbei und ruft nun mit ängstlicher Erregung:

„Johanna, sag an, woher hast du diese Blume?“

Aber das Mädchen antwortet nicht auf die Frage, sondern streckt nur bittend die Hände empor, indem sie schluchzend ruft: „O Mutter, ich wollte Dir zum Namenstage eine Freude machen!“ —

„Und dazu hast du die Rose vom Grabhügel eines armen Kindes entwendet? die Rose — das Namenstagsgeschenk eines Mutterherzens? — O, Johanna! Johanna! was hast du gethan! Einer armen Frau, die nichts hat auf Gottes weiter Welt, als eben dieses Grab, an dem sie mit Liebe hängt, ihr Liebstes genommen! Und du meinst, es könne mir Freude und Glück bringen, was du den Todten und Lebenden stiehlst? Entsetzlich! ein Kind will eine Mutter mit dem beschenken, was sie einem andern Kinde und einer Mutter stiehlt! Weg mit der Blume! es wandelt mich ein Grausen an! O Gott! wir Alle wollen ja einst ruhig

unter der Erde schlafen und der Gedanke ist so süß, daß die Ueberlebenden unsern Hügel mit Gaben der Liebe schmücken. Mein Kind aber ehrt nicht einmal das heilige Eigenthum der Todten!"

Die arme Mutter war von diesem Gedanken so erschüttert und bewegt, daß sie beide Hände vor's Gesicht drückte. Johanna flehte immer und immer um Vergebung; aber deren Mutter sprach: „Nicht zu mir rufe um Verzeihung; dort, dort, bei der tief verletzten Katharina mache dein Unrecht wieder gut."

Katharina hatte nichts von diesen Worten gehört, aber doch mit ihrem Herzen Alles verstanden und war augenblicklich versöhnt. Sie sah im Geiste ihr Traumgesicht von heute Nacht, und nahte sich freundlich dem weinenden Mädchen. Johanna umschlang dieselbe mit den beiden Armen und rief: „O, verzeih, verzeih, Katharina! ich will dem Jakob gleich die Rose wieder bringen und ihm noch viele andere Blumen schenken und ich will dich statt seiner auf Erden lieb haben!"

Ob Katharina dieß verstanden hat? Sie lächelte wehmüthig und freudig und ließ sich gerne des Kindes Liebkosung gefallen. Alle drei gingen nun wortlos zum Friedhofe — und — o Wunder! eine andere Knospe war über Nacht und im Sonnenstrahle des Morgens prächtig aufgeblüht und lächelte ihnen entgegen. Da knieten sie Alle nieder an dem kleinen Hügel und beteten mit tief ergriffener Seele. —

Von diesem Tage an ging Johanna bei der armen

Näthrin wie ein eigenes Kind ab und zu. Sie brachte ihr Geschenke aller Art, ließ sie nie an etwas Mangel leiden und bezeugte ihr die innigste Anhänglichkeit. Aber am schönsten und emsigsten waltete sie am Grabe des kleinen Jakob und pflegte die Blumen. Sie war das Mädchen, welches ich täglich dort erblickte und von dem ich Anfangs berichtete. —

Das ist die kleine und ernste Geschichte, welche mir der Küster erzählte. Ich aber bitte euch, liebe Leser und Leserinen, sie wohl zu beherzigen. Jeder Grabhügel sei uns eine geheiligte Stätte; jedes Blatt und jede Blume, welche die Liebe hinpflanzte, gelte uns als unantastbares Heiligthum. O, kindlicher Leichtsinn schlägt manchmal tiefe Wunden! hütet euch davor! Fürchtet das allsehende Auge Gottes, welches nicht nur die Lagerstätten der Lebenden, sondern auch die Schlummerdecke der Todten bewacht und seine Engel über die Gottesäcker sendet, sie zu behüten. —

X.

Eine Frühlingsgeschichte der Seele.

Alljährlich wiederholt sich an der Erde auf's Neue die schöne, wunderbare Frühlingsgeschichte, wo das warme Sommerauge durch die erstarrte Eiskruste dringt und all die schlafenden Keime zu neuem Blühen erweckt.

Aber es gibt auch noch ein ganz anderes Frühlingserwachen, als das der Erde. — Manche Herzen und sogar manche Kinderherzen gleichen derselben: es ist darin öde und kalt, bis auch ein warmes Auge hinein schaut und den Frühling mit seinen Keimen und Blüthen hervor ruft zu lieblichem Erwachen. Solch eine innerliche Frühlingsgeschichte möchte ich Euch, liebe Leser, nun erzählen.

I.

In unserm Klosterinstitute zu Augsburg herrschte rege Bewegung unter den Zöglingen. Es war um jene Zeit, wenn das Schuljahr von Neuem beginnt und täglich neue Ankömmlinge einrücken. Das war nun für die älteren, seit Jahren gleichsam eingebürgerten, höchst wichtig, denn sie lebten ja miteinander wie in einer großen Familie. Diese nahmen nun im Gefühle des bereits errungenen Heimatrechtes eine überlegene Miene an, zeigten sich herablassend gegen die Neulinge und theilten sich insgemein ihre Beobachtungen mit.

Es war durchaus nicht schwer, einen günstigen Eindruck zu machen. Junge Herzen gleichen jungen Magen: sie sind leicht mit Allem zufrieden, wenn es nicht gar zu widerlich und bitter schmeckt. Je größer die Gesellschaft wurde, desto mehr Vergnügen gab es in den Erholungsstunden. Wie die Biene aus jeder Blume Honig zieht, so zogen wir aus jeder Mitschülerin Vergnügen und es mußte sich eine sehr abstoßend zeigen, wenn sie nicht in dem großen Schwarm wenigstens ihren

Anhang fand. So war diese enge Lebenswelt die Wiederspieglung der weiteren, die sich außer dem Klosterthore ausbreitete.

Solch eine Bewegung herrschte also in diesem Kreise und man konnte sich derselben um so ungehinderter hingeben, als die Lehrstunden noch nicht begonnen hatten, sämmtliche Lehrerinen durch die neuen Ankömmlinge beschäftigt waren und die Zöglinge ziemliche Freiheit unter der Aufsicht einer erwählten Mitschülerin genoßen.

Da der Schauplatz dieser kleinen Geschichte von Anfang bis zu Ende eben dieses Kloster ist und ich die ganze Theilnahme meiner Leser in Anspruch nehmen möchte, will ich es mit seinen hervorragenden Inwohnern genau beschreiben, was ich um so lieber thue, als ich noch jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, mit inniger Liebe an demselben hänge.

Das Kloster war ein altes, unregelmäßig gebautes Haus. Man gelangte von der Straße aus durch ein rundes Thor in einen großen Hof, dem abendlichen Spielplatze, wo wir neugierig durch die Spalte der angelehnten Thorflügel in die fremde Welt hinausschauten. Die rechte Seite nahm die Klosterkirche ein, welche nicht abgetrennt, sondern vereint mit dem Hause war. Man konnte von der Vorhalle der Kirche aus durch einen langen Gang, vermittelst einer Treppe zum oberen Seitengange gelangen. Dieser enthielt Fensternischen mit Betstühlen und war also eine Art Chor, wo diejenigen

Nonnen zu knieen pflegten, die durch ihre Geschäfte sich etwas verspätet hatten. Daran schloß sich der eigentliche Chor der Nonnen; die Verlängerung aber des erwähnten Ganges führte in den ersten Stock des Hauses, der für uns Alle eine Art Heiligthum war. — Das erste Zimmer zunächst dem Chore hatte einen kleinen Vorplatz, denn es gehörte der Frau Oberin. In diesem Vorplatze hing ein wunderbar liebes Marienbild, ein Betschemel stand davor und am Freitage hing eine brennende Lampe von der Decke herab. Vor diesem Bilde hatten wir eine unbeschreibliche Ehrfurcht. Jedes wußte eine Geschichte aus der eigenen Erfahrung zu erzählen, wie die Fürbitte der Gottesmutter geholfen habe und wir versäumten nie, dort unsere kleinen Anliegen im Gebete auszuschütten. Wir gingen überhaupt gerne in diese Gegend des Hauses, denn es lächelte uns die Möglichkeit, eines besonderen Glückes theilhaftig zu werden. Das Zimmer der Oberin war nämlich auch der gewöhnliche Aufenthalt der Präfektin, Fräulein Catharina; es konnte die Zimmerthüre aufgehen und diese heraustreten, gesegnet aber schien uns das Auge, welches sie erblickte. Wir fühlten eine tiefe Ehrfurcht und Liebe zu ihr und so mannigfaltig sich auch die Neigung der Zöglinge für die Lehrerinen theilte, — ebenso allgemein besaß Fräulein Catharina unsere Liebe. Ein Wort, ein Blick von ihr war eine Auszeichnung, die dem Empfänger bei allen Mitschülerinen den ganzen Tag über Ansehen verlieh und wohl auch kleinen Neid erregte.

Und doch beschäftigte sie sich weniger mit uns als die andern Lehrerinen. Ihre Arbeiten erlaubten ihr nur wöchentlich einige Schreibstunden in der höchsten Klasse. Aber sie besaß die Kunst, alle unsere Herzen mit einem einzigen Blicke zu durchforschen und in jedem wichtigen Augenblicke trat sie fast wie allwissend hin vor jedes Einzelne und lenkte die irrende Kinderseele in die rechte Bahn. Auch ihre äußere Erscheinung imponirte uns. Ihre Gestalt richtete sich gerade und hoch empor; nie sah man an ihr irgend eine Nachläßigkeit in Haltung, Gang oder Bewegung; sie war der verkörperte Anstand, die leibhafte Würde. Ihr schönes, ernstes Antlitz, ihr klares Auge war nie von einer Aufregung bewegt; es hätte kalt scheinen können, wenn wir nicht ihr liebendes Herz in jedem Wort, ja, ohne Worte, durch geheimnißvolle Macht gefühlt hätten. Die schöne Klostertracht schien nach unserer Meinung, eigens für sie erfunden zu sein, so herrlich paßte sie für diese Gestalt; jedes andere Gewand dünkte uns völlig ungeeignet für sie. Wer kennt sie nicht die Ordenstracht der englischen Fräulein: das schwarze, eng anschließende Kleid mit dem blendend weißen Leinwandkragen, den weißen Aermel-Aufschlägen, um die Stirn den feinen, durchsichtigen Batiststreif, der sich gefältelt an der Wange herabzieht und den Hals einhüllt; darüber der schwarze Florschleier, welcher beim Festgewande mit einem doppelt bis auf die Erde niederwallenden Schleier ganz malerisch bedeckt ist. So waren alle unsere Lehrerinen gekleidet und es

befanden sich darunter blühende, jugendliche Gesichter; aber Fräulein Catharina erschien uns, gleich der berühmten Ordensstifterin, Maria Ward, deren Bildniß im Refektorium hing, eine ganz außergewöhnliche Erscheinung. —

Nach dieser langen Abschweifung von der Beschreibung des Klosters, wollen wir unsere Wanderung weiter antreten. — An den bezeichneten kleinen Vorplatz schloß sich das Refektorium, wo die Nonnen gemeinschaftlich aßen und wo auch unsere Prüfungen abgehalten wurden; gegenüber die große Klosterküche, dann kamen die kleinen Zellen der Lehrerinen, bis man zur entgegen gesetzten Treppe der zuerst erwähnten gelangte. Eine führte in das obere Stockwerk, den wieder Zellen und der Kirchenchor für uns Zöglinge einnahmen und der zu den Schlafsälen leitete; die Treppe nach unten mündete in den Hausplatz. Aber auch dieser machte auf uns einen ehrfurchtsvollen Eindruck. Da war die Klosterpforte, wo sich täglich die Armen und Presthaften zur Speisung einfanden, unter welche Fräulein Catharina oft wie eine heilige Elisabeth trat. In der Mitte dieses Vorplatzes an der Mauer befand sich ein großes Kreuz, und dabei stand ein langer Betstuhl. Da dieser Vorplatz in die Lehrzimmer führte, war vor Beginn der Schule der erwähnte Betstuhl meist besetzt, damit Gott uns ein Gelingen gebe oder unserer Säumniß nachhelfe.

Gegenüber der Klosterpforte that sich noch eine

Andere auf. Diese führte in den herrlichen Garten, in unser Eldorado. Der Garten war von einem breiten Pfade mit Kreuzwegen durchschnitten. In der Mitte befand sich ein Bassin voll Fischlein, ein großes Garten-Haus voll Bänken und Tischen für uns junges Volk. Aber auch der Garten hatte seine geheimnißvollen Plätze. Der eine davon war die Kapelle am Garten-Ende, wo die einzelnen Nonnen Abends beteten und wo die Leichen ausgesetzt wurden, was die meisten von uns nur vom Hörensagen wußten, denn so ein Trauerfall kam höchst selten vor. Der andere Platz war ein dichtverzweigter Laubgang, der sich in der ganzen Gartenlänge hinzog. Dort beteten die Nonnen auf- und abwandelnd Abends ihr Brevier und unsere Blicke schielten sehnsuchtsvoll hinüber, ob Fräulein Catharina oder eine andere Lieblingslehrerin vielleicht zu entdecken sei.

Wir hingen an Allen mit großer Liebe; nicht eine einzige war darunter, die unsere harmlos frohe Jugend getrübt, nicht Eine, die uns mit Wissen und Willen ungerecht behandelt hätte. Die meisten Anhänger aus der Kinderschaar, nach Fräulein Catharina, besaß die Oberlehrerin. Sie hieß Fräulein Friederike und war noch sehr jung, kaum wenige Jahre älter, als die größten Zöglinge. Ihr frisches, freundliches, kleines Gesicht mit den hellen Augen that uns wohl und flößte uns Muth und Vertrauen ein; ihre reine, klangvolle Stimme klang wie Glockenton an unsere Herzen. Ein anderer Liebling war die Aufseherin bei der Zeichnungsstunde, welche

zugleich das Amt der Hausmeisterin verwaltete. Sie hieß Fräulein Fanny und sie besaß die Eigenthümlichkeit, Alles wie im Scherze abzumachen und doch beschämte diese Art und Weise die Ordnungslosen und senkte sich heilend in die Herzen. Sie hielt uns nicht in ferne Schranken; wir durften uns das offenste Wort erlauben und dennoch übersprangen wir nie die Schranken der Ehrfurcht; wir liebten und achteten sie gleichmäßig unter Vertrauen und Heiterkeit.

Da waren aber auch noch ganz alte Klosterfrauen, die über die tolle Jugend schmälten und doch wieder herzfreundlich dazu lachten, wenn wir schrien und jubelten und Scherze trieben; da war die Küchenmeisterin, Schwester Augustine, die uns nie das gewürzhafte Vesperbrod groß genug — nach unserer Einbildung — schnitt und der wir allerlei abzuschmeicheln wußten; da waren noch viele, viele liebe Seelen, die ich nie vergessen werde, die nun alt geworden sind oder im Grabe ruhen.

Zur Zeit, von der ich erzähle, wollte das alte Kloster nicht mehr Raum genug für die sich stets mehrenden Zöglinge bieten, denn das Institut genoß schon damals einen hohen Ruf. Darum wurde im Sommer ein neuer Anbau begonnen und bereits standen die Mauern und der Dachstuhl war darüber errichtet. Inwendig waren die Stockwerke abgetheilt und das Gebälke zog sich durch den ganzen Raum. Dies war für uns Kinder ein wichtiges Schauspiel, und es gab in den Er-

holungsstunden soviel zu sehen. Im Spätherbste, wo meine Geschichte beginnt, war der Bau für dieses Jahr eingestellt und sollte bis zum Frühlinge ruhen. Wir freuten uns darüber; es gab einen erweiterten Spielplatz, wenn man im Winter nicht in den Garten konnte; es gab auch manchen heimlichen Schlupfwinkel, wo die Lehrerin uns nicht leicht zu entdecken vermochte. Man weiß ja, wie viel tolles, ungeschicktes Zeug die Kinder treiben.

Nachdem ich nun den Ort und einige Personen geschildert habe, lenkt meine Erzählung wieder in ihren Anfang ein. —

II.

Ein kleiner Einspänner war durch das Thor gefahren und hielt an der Klosterpforte. Augenblicklich hatte sich die ganze Kinderschaar vor dem Fenster versammelt, um die Ankömmlinge zu beobachten. Zuerst stieg eine sehr dicke Frau und hernach ein Mädchen von etwa 10 — 11 Jahren aus; aber sie kehrten dem Fenster den Rücken zu und verschwanden auch gleich darauf hinter der geöffneten Thüre.

Die Neugierde der Kinder war nun auf's Höchste gespannt. Antonie, die für derartige Geschäfte das meiste Talent hatte und ihre Mitschülerinen mit allen Neuigkeiten aus den verborgenen Winkeln des Hauses versah, wurde auserlesen, unter irgend einem Vorwande in die Küche zu gehen und sich auf die Lauer zu legen.

Wie schon erwähnt befand sich die Küche ganz in der Nähe des Refektoriums, wo die Ankömmlinge von der Frau Oberin aufgenommen wurden. Dort standen auch mehrere alte Kästen, zwischen denen man sich leicht verbergen konnte.

Mit großer Ungeduld wurde die auf Kundschaft Abgesendete zurück erwartet, und als sie wieder im Kinderkreise erschien, riefen alle Stimmen durcheinander: „Hast du sie gesehen? wie gefällt sie dir? wie sieht sie aus?"

Antonie konnte vor den fragenden Stimmen kaum zur Antwort kommen; aber sie machte ein höchst wichtiges und wohlweises Gesicht und sagte endlich:

„Von der ist wenig Gutes zu erwarten; so viel habe ich entdeckt; und nun hört einmal: Als die Thüre des Refektoriums sich öffnete, hörte ich deutlich die dicke Frau reden. Sie schloß mit den Worten: „Nur recht streng, hochwürdige Frau Oberin! durch Güte richtet man hier nichts aus; das hab' ich seit zehn Jahren erfahren! — Dann wendete sich die Frau zu dem Mädchen und sagte: „Und jetzt, Gertrud, merk' dir's zum Abschied: bessere dich, lege dein trotziges, unfreundliches Wesen ab, sonst geht es dir, wie zu Hause: kein Mensch wird dich mögen."

Alle Zöglinge machten bei diesem Berichte sehr deutliche Zeichen der Unzufriedenheit. Es wurde hin und her beredet, wie man sich gegen die unfreundliche, trotzige Gertrude verhalten solle; sie hatte, ehe sie kam,

schon alle Herzen gegen sich. Nur ein sanftes, blondes Mädchen, Josephine mit Namen, eine der größten aus der Schaar, nahm sich des Kindes an und sagte: „Es ist recht garstig von dir, Antonie, daß du dieses erzählt hast; so etwas sollte man verschweigen und erst abwarten, ob es sich auch wirklich so verhält. Sicherlich ist die Frau gar nicht einmal Gertrudens Mutter, sonst hätte sie beim Abschiede anders gesprochen. Unsere Mütter haben es nicht gethan, und wir sind auch keine Engel."

Antonie war über diese Zurechtweisung höchlich erzürnt und faßte schon aus diesem Grunde eine große Abneigung gegen die arme Gertrude. Auch die andern Mädchen nahmen sich Antoniens lebhaft an, da sie ja im allgemeinen Auftrage gelauert habe. Josephine schaltete eben ein: daß man nur das Gute und nicht das Schlimme mittheilen sollte, — als die Thüre sich öffnete und Gertrude an der Hand der Lehrerin eintrat. In ihren Augen zeigten sich keine Thränenspuren des Abschiedes; sie sah nicht traurig und nicht freudig, sondern wirklich sehr mürrisch aus. Wahrscheinlich hatte die Abschiedsermahnung gerade das Gegentheil, was sie anrieth, bewirkt. — Alle Kinder standen steif im Kreise und in jedem Herzen, nur in Josephinens nicht, widerklang das vorhergegangene Gespräch. Die Lehrerin nannte den Namen der Neuangekommenen und empfahl sie der allgemeinen Freundlichkeit. Doch Keines regte sich, um ihr die Hand zu bieten. Mit glühendem Gesichte trat nun Josephine aus dem Kreise, und begrüßte das

Mädchen. Ihr Herz war so innig von Mitleiden erregt, daß sich Gertrudens kalter, unfreundlicher Blick wie ein Reif auf die Frühlingsblüthen dieser Schwesterliebe legten. Das schienen die Andern zu beobachten und es mochte wohl eine kleine Schadenfreude sich in den jungen Gemüthern regen. Um manchen Mund spielte ein höhnisches Lächeln; jede suchte sich ein kleines Geschäft und so herrschte eine schwüle Stimmung, wie manchmal in heißen Tagen die Luft drückend über der Erde schwebt und ein Gewitter verkündet. Doch dieses brach nicht aus. Die Lehrerin führte die Kinder in den Garten und überließ den neuen Zögling sich selber und den Kindern; denn die Erfahrung lehrte sie, daß solches am allerbesten sei und jeder Mensch sich im Leben selbst zurecht finden und sich einheimisch machen müsse.

Die Kinder zogen paar- oder gruppenweise im Garten umher, sahen den Fischlein zu, suchten Schnecken im Grase oder wohl auch versteckte, liegen gebliebene Aepfel. Gertrude war allein und schaute auf die fremde Umgebung. Aber ihr Blick verrieth nicht die kindliche Neugierde; ihr großes, schwarzes Auge betrachtete gleichgültig all' die Gegenstände und Menschen. Da gesellte sich Josephine zu ihr und frug sie auf kindliche Weise:

„Bist du gerne in's Institut gegangen, Gertrude?"

Diese sah die Fragerin erstaunt an und entgegnete:

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht; aber ich meine, es ist mir einerlei, wo ich bin."

„Aber hat es dir denn nicht weh gethan, von

deiner Mutter und von deinen Geschwistern zu scheiden?" —

„Ich habe keine Geschwister und meine Mutter ist schon lange gestorben."

Keine Geschwister! und die Mutter gestorben! O wie traurig dies lautete! und doch sagte es Gertrude sehr gleichgültig.

Da frug Josephine mit einem tiefen Athemzuge, um ihr mitleidiges Herz zu erleichtern:

„Ist auch dein Vater gestorben?"

„Nein, mein Vater lebt noch."

„Hast du nicht geweint, wie du von ihm fort mußtest?"

Gertrude schwieg auf diese Frage und pflückte eines der letzten Herbstblümchen auf der Wiese, welches sie dann mechanisch abzupfte. Josephine hatte fast den Muth verloren, weiter zu fragen und eine leise, inwendige Stimme flüsterte, Gertrude müsse doch ein unfreundliches Kind sein. Aber sie ließ diese Stimme nicht aufkommen und begann von Neuem:

„Wer ist denn die dicke Frau, welche dich in's Institut gebracht hat?"

„Es ist unsere Haushälterin, Frau Schumann."

„Und hast du diese nicht lieb?"

„Frau Schumann?" frug Gertrude und fügte dann zornig bei: „Nein, ich hasse sie! das ist ein böses Weib; sie hat mich nur immer gescholten; ich mag überhaupt Niemand."

Josephine fuhr bei diesen Worten ganz erschreckt zusammen und alle weiteren Fragen erstarben ihr auf den Lippen. Jemanden hassen! dieß kam ihr sehr sündhaft vor. Eine Weile gingen sie schweigend neben einander her. Endlich sagte Josephine:

„Wenn du gegen alle Mitschülerinen recht freundlich bist, werden sie dich alle lieb haben und die Lehrerinen sind so gut, auch sie werden dich lieb haben; aber du mußt nicht so unfreundlich darein sehen und du mußt ihnen Liebe zeigen.“

Da verzog Gertrude den kleinen Mund und sagte: „Ich kenne sie Alle ja gar nicht.“ —

Nun zog Josephinens Herz sich wirklich in sich zurück. Es war ein echtes Kindergemüth und verstand es nicht, wie man erst Jemand kennen müsse, um ihn zu lieben. Sie liebte jeden Menschen, jedes Thier, jede Blume und es dünkte sie, Alles schaue sie hinwieder mit Liebe an. Aber sie hoffte, Gertrude werde sich schon eingewöhnen, man müsse ihr nur Zeit dazu lassen. Bald schritten die beiden Kinder auf verschiedenen Wegen hin; zu Josephine gesellten sich Andere, um sie über Gertruden auszuforschen. Das gute Kind sagte aber nur: man müsse ihr Zeit gönnen aufzuthauen und dann werde Gertrude sicher eine freundliche Mitschülerin sein.

Neu eintretende Zöglinge lenkten bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und von Gertrude ab. Diese ging ihren eigenen Weg von Tag zu Tag und nahm keinen Theil an all' den Vorgängen. Rasche

Freundschaften wurden unter den Kindern geschlossen, Thränen getrocknet, die Einen erzählten von zu Hause, die Anderen vom Institute und von Allem, was seit Jahren dort geschehen war; die Lehrerinen wurden geschildert in warmer Begeisterung und geheimnißvoll auf Fräulein Catharina hingewiesen; Gertrude wurde vergessen, obgleich sie unter ihnen wandelte, mit ihnen aß, schlief und das nothwendigste redete. Nur Josephine wendete sich immer wieder dem einsamen Mädchen zu; jedoch entstand auch zwischen den Beiden kein innigeres Anschließen. Was aber das seltsamste war, Gertrude blieb in der ganzen Schaar die Einzige, welche sogar die allgemeine Begeisterung für Fräulein Catharina nicht zu theilen schien und auch diese sprach selten mit dem Mädchen. Nur hie und da, bei der Schreibstunde ruhten die forschenden Augen auf dem Kinde. Auch Fräulein Fanny hatte kein scherzendes Wort für Gertrude. Die Kinder bemerkten es, konnten aber natürlich den tiefen verborgenen Grund von all' dem nicht erforschen.

Längst hatten die Lehrstunden ihren Anfang genommen und Getrude war in die zweite Klasse eingereiht worden. Sie zeigte eben so gute Vorkenntnisse, wie Fleiß und ein hervorragendes Talent. Und dennoch schien es, als ob ihr all' dieses nicht so viele Rosen eintrüge, wie den Anderen, obgleich sie Lob und Anerkennung ärntete. Aber das Roth der Freude leuchtete dabei nicht auf ihren Wangen; ihr Herz klopfte nicht jubelnd darüber, weil sie es hinnahm ohne Liebe,

während die andern Kinder sich eben darin glücklich fühlten, der Lehrerin Freude bereitet zu haben. Gertrude bemerkte gar bald, wie die Kinder sich gegenseitig Beistand leisteten, wie Jedes das Andere vor Strafen zu schützen suchte, indem sie verstohlen die eigene Arbeit zum Abschreiben hinschoben, oder sich in die Ohren flüsterten, wenn das eigene Wissen einmal nicht ausreichte. Fräulein Friederike mußte dies wohl bemerken; aber die gegenseitige Liebe der Kinder mochte ihr als eine Herzensblüthe erscheinen, derentwillen sie hie und da den kleinen Fehler schonte, wenn er bei einem sonst fleißigen Kinde vorkam, nur um nicht mit dem Unkraute das Blümlein auszurotten. Trotz allem Fleiße fühlte Gertrude bald, daß auch sie manchesmal solchen Beistandes bedürfte, der ihr allein nicht zu Theil ward. Das erweckte Bitterkeit in ihrem Gemüthe; sie klagte innerlich die Mitschülerinen der Lieblosigkeit, der Unfreundlichkeit an und zog sich noch immer mehr in ihr Selbst zurück. Sie sagte zu sich: „Was brauche ich ihren Beistand? Es ist am Besten sich auf sich selber zu verlassen. Fleiß und Talent ersetzen mir das Alles und ich will lieber unausgesetzt lernen, als an so unfreundliche Mädchen ein Wort zu verlieren.“ Ach, Gertrude wußte noch nicht, daß alle erschaffenen Wesen einander bedürfen; sie wußte noch nicht, daß Beistand und Ergänzung ein Gesetz des liebenden Schöpfers ist, welches durch die ganze Natur geht, das die leblosen Geschöpfe, wie die Menschen erfüllen müssen, die Einen

unbewußt, die andern mit ihrer bewußten Freiheit; sie kannte noch nicht die heilige Kette der Liebe, welche der himmlische Vater von der Höhe seines Thrones hernieder senkt, damit sie alle seine Kinder umschlinge; sie begriff noch nicht, wie unglücklich derjenige durch's Erdenleben walle, welcher sich dieser Kette entzieht. —

Ihre Mitschülerinen zogen oft sogar mehr Glück aus einer Strafe, wie die Biene selbst aus giftigen Blumen Honig zieht, als sie aus dem eingeärnteten Lobe, das nur der stolzen Eigenliebe schmeichelte. Nach der Strafe floßen ja die Reuethränen; sie benetzten die Hand der Lehrerin; das freundliche Ermahnen wurde zum Sonnenschein; Vergebung erfüllte die Herzen mit unendlichem Glücke. Und dann auch erschöpften sich die Mitschülerinen bei solchen Anläßen in Tröstungen aller Art und das war gleichsam ein Thau für die heiße Herzensflur.

Unter solchen Umständen waren Monate verstrichen. Das Licht des jugendlichen Wissens hatte Gertrudens Geist erhellt, nur in ihrem Gemüthe ward es immer dunkler. Sie entbehrte und wußte nicht, was und warum sie entbehrte. Da traten ganz gewöhnliche, unscheinbare Ereigniße ein, welche dennoch bedeutungsvoll werden sollten.

Wie schon erwähnt, verlegten die Zöglinge in den rauhen Wintertagen ihre Spiele nicht selten in den Neubau, denn hier gab es herrliche Winkelchen, um sich zu verstecken. Es war an einem Montage, als solches

wieder geschah. Die Kinder hatten frische Kleider angezogen, welche für die Woche in Sauberkeit ausreichen mußten und Fräulein Fanny hielt strenge auf Ordnung, weil sie wohl wußte, wie dieß vornehmlich eine höchst wichtige, weibliche Eigenschaft sei, welche eben so sorgfältiger Pflege bedurfte, als geistige Talente. Sie hatte am Morgen daher Allen eingeschärft, die Kleidung wohl in Acht zu nehmen.

Die kleinern und größeren Mädchen trieben sich lustig herum. Gertrude jedoch mischte sich wieder nicht unter dieselben, sondern bestieg ein niederes Gerüste, um von diesem erhöhten Standpunkte zuschauen zu können. Nach rasch dahin eilender Zeit erklang die Schulglocke, die zur Arbeitsstunde rief und Fräulein Anna duldete kein Versäumniß. Das wußte Jedes und so stob die Schaar eilend auseinander, um pünktlich am Platze zu sein. Auch Gertrude sprang vom Gerüste herab, blieb aber mit ihrem Kleide hängen. Sie wollte es eilig losmachen, — und sieh da! — ein dreieckiger großer Riß war die Folge. Das war nun eine schlimme Geschichte, eben heute, am ersten Wochentage. Gertrude zitterte, als sie den Riß nothdürftig mit ein Paar Stecknadeln zusammenfügte, um nur nicht im ersten Augenblicke damit entdeckt und zum Gespötte der Mitschülerinen zu werden. Jeder war ein gleiches Unglück wohl schon geschehen; aber welch' eine Heimlichkeit waltete nicht dann? Eine der größeren und geschickteren Zöglinge besserte stets den Schaden aus und es kam meistens

gar nicht oder doch sehr spät an den Tag. Gerade die Arbeitsstunde unter Fräulein Anna, welche in die Ferne nicht gut sah, hätte dafür herrliche Gelegenheit geboten. Um den Schaden selber auszubessern, war Gertrude aber noch zu ungeübt; wer aber sollte ihr in dieser Bedrängniß beistehen? Sehr aufgeregten Gemüthes trat sie in das Arbeitszimmer. Ihr erster Blick war nach Josephinens Platze, doch dieser war unbesetzt, — die arme Josephine lag bereits seit drei Tagen eines kleinen Unwohlseins wegen im Krankenstübchen. Alle wußten dieses; Alle hatten sie in den Freistunden abwechselnd besucht, um ihr entweder vorzulesen oder auf andere Weise die Zeit zu vertreiben; Gertrude allein hatte es in ihrer Abgeschlossenheit gar nicht beachtet, daß Josephine sowohl bei Tische, als beim Spiele fehlte; die übrigen Lehrschulen waren aber getrennt.

Die Arbeitsstunde ging vorüber, — jedes verfügte sich in seine Klasse. Gertrude trat in Gedanken nur mit dem zerrissenen Kleide beschäftigt in die ihre, wo bereits Fräulein Friederike am kleinen Tische vor den Bänken, saß, um Rechtschreibstunde zu halten. Es war Vorschrift, daß hiezu jede Schülerin die Feder in ihrer Schachtel mitbringen mußte und wer diese Ordnung nicht beobachtete, hatte sich in eine eigene Strafbank zu setzen, die quer an der Wand stand. Jede langte nun die Feder heraus, die Hände ruhten mit den emporgestreckten Kielen auf den Heften, nur Gertrude hatte diesesmal ihre Federschachtel gänzlich vergessen.

Ohne der Nebensitzenden einen Blick, vielweniger ein bittendes Wort zu gönnen, was sicher gefruchtet hätte, stützte sie trotzig den Kopf in die Hände. Die Ursache entdeckte sich bald und die herkömmliche Ordnungsstrafe trat ein: sie mußte ihren Platz verlassen und den auf der Strafbank einnehmen. Da saß sie nun, allen Blicken ausgesetzt und obwohl sie die Augen niederschlug, war's ihr, als ob sie die Kinder in Schadenfreude lächeln sehe. Aber dem war nicht so; ihr argwöhnisches Gemüth dachte viel schlimmer von den Mitschülerinen, als diese es verdienten. Wieder bebte das junge Herz in Mißmuth und Groll zusammen; es war uneins und unzufrieden mit aller Welt und kam sich wie eine Verfolgte vor, die Alles unschuldig leide. Warum empfingen alle Andern Liebe nur einzig sie nicht?

Die Glocke schlug vier Uhr. Zu dieser Zeit nahmen die Zöglinge das Vesperbrod ein, bis eine halbe Stunde später Jedes in den Rosenkranz ging. Gertrude verspürte keinen Hunger; ihr schönes, weißes Stück blieb auf der zinnernen Platte liegen. Sie schlich sich aus den Reihen der plaudernden Gespielen und ging sachte und heimlich zum Vorplatze des Chors, wo das wunderbare Muttergottesbild hing. Dort kniete sie nieder; aber sie konnte nicht beten. Ein Thränenstrom quoll aus dem Auge, aber nicht Thränen der Reue über den eigenen Fehler, der sie der Liebe ihrer Mitschülerinen beraubte und sie jetzt in der Verlegenheit hilflos ließ; sondern die Thränen waren die Anklage gegen dieselben.

So kniete sie lange; sie wähnte sich allein; aber sie war es nicht. Aus dem Zimmer der Frau Oberin war leise Fräulein Catharina getreten. Unbemerkt blieb diese stehen und beobachtete lange die weinende und schluchzende Gertrude. Da läutete es zum Rosenkranze; Gertrude stand rasch auf, trocknete die Augen, um die Thränenspuren zu vertilgen, und mischte sich in die Reihe der Kinder, welche zum Chor zogen. Sie hatte jene beobachtenden Augen nicht gesehen und o! sie wußte auch nicht, wie unzählige Male diese bereits auf sie gelenkt gewesen waren; sie wußte nicht, welch innig sorgende Mutterliebe dieses edle Herz in sich barg und nur in weiser Ueberlegung den rechten Augenblick abwartete; zuerst mußte eine offene Wunde sich zeigen, um darein den Balsam der Heilung träufeln zu können.

Der Abend kam. Jener Thränenstrom vor dem Muttergottesbilde hatte diesesmal nicht das Wunder der Erhörung bewirkt, denn er war nicht aus demüthigem Herzen geflossen, dem allein das Auge der Himmelsmutter gnädig zulächelt. Fräulein Fanny entdeckte mit geübtem Blicke den Riß im Kleide und sie zeigte sich um so strenger, als keine reumüthige Selbstanklage den Fehler minderte. Am andern Morgen lag zur Strafe das in voriger Woche abgelegte Kleid auf Gertrudens Platze und sie mußte aus ihrem Monatgelde die Näthérin selber bezahlen.

Doch dieses besserte das Mädchen nicht und das Verhältniß zu ihren Mitschülerinen, ja selbst zu den

Lehrerinen gestaltete sich immer einsamer und freudloser. Die Anderen waren durch ihre Freundinen mit verschiedenen Leuten in der Stadt bekannt geworden und wurden oft mit denselben ausgebeten oder im Sprachzimmer besucht. Gertrude war gänzlich fremd in der Stadt und auch nicht ein einziges Mal in's Sprachzimmer gerufen worden, was Allen sehr traurig vorkam. So fühlte sie sich allmählig sehr unglücklich und schlich oft heimlich zum Bilde der Muttergottes oder kniete in der Gartenkapelle; ja, sie betete, daß doch auch nur Ein Mensch auf der ganzen Welt sie lieben möchte. Das war schon ein besseres Gebet, als jener Thränenstrom; es war darinen ein Sehnen des Herzens, wie der kalte Wintertag zur herannahenden Frühlingszeit nach der warmen Sonne verlangt, damit sie seine Eiskruste zersprenge. —

III.

Der Winter hatte bereits den weißen Schneemantel abgeworfen; das Geschmeide der glitzernden Eiszapfen lag zerschmolzen im großen Schmuckkasten des Erdschooses; der rauhe Herrscher wurde von dem jungen Königssohn „Frühling" abgelöst und dieser begann sein mildes Regiment. All' sein Gefolge war lieblich: die silberweißen Wölkchen am blauen Himmel, der tanzende Zephyr und endlich der warme Sonnenstrahl, welcher an jedes Fenster pochte und die Erde so lang warm anblickte, bis sie erweichte und ihn einließ zu den versteckten Keimen, damit er sie wecke vom Winterschlafe.

Auch im Klostergarten waltete der junge Lenz mit segnender Macht. Da sproßte und blühte es im Boden, in den Sträuchern, auf den Bäumen und der kahle Laubgang wurde nun wirklich wieder ein Laubgang; saftige Knospen stiegen aus jedem Zweige und sie schlugen ihr hellgrünes Mäntelchen auseinander, daß sich darunter das Blätterkleid entfaltete. Der Springbrunn plätscherte und sein dünner Wasserstrahl wurde zu buntfarbigen Tropfen, die in der Luft tanzten, bis sie wieder zurückfielen.

Da verlegte die Kinderschaar ihre Spiele in den Garten. Es war Allen, als ob die Frühlingslüfte ihnen Grüße aus der Heimat brächten. Sie erzählten einander von Eltern, Geschwistern und all' den ehemaligen Gespielen, nach denen sie sich plötzlich sehnten. Auch Gertrude sehnte sich, aber sie wußte nicht nach was? oder nach wem? Nach dem Vater? den hatte sie so wenig gesehen; nach der dicken Frau Schumann? — o nein, o nein! sie war immer so rauh und hart mit ihr gewesen; — nach Gespielen? — die böse Haushälterin hatte nie solche geduldet; sie kannte in ihrer Vaterstadt gar keine Kinder. Aber Gertrude sehnte sich nun einmal; sie wurde sehr traurig dabei und ging öfter als je zum Muttergottesbilde. Dort flüsterte wohl eine Stimme in ihrem Herzen: „Nahe dich freundlich bittend deinen Mitschülerinen; vielleicht nehmen sie dich auf und sind gut mit dir.“ Aber da fuhr der Stolz zornig gegen diese Engelsstimme und sagte: „Thu es nicht! sie werden

dich nur verhöhnen, die bösen, unfreundlichen Kinder!" — So blieb es also beim Alten und weil der Garten groß genug war, suchte sie daselbst ihren eigenen Spielplatz.

Der Laubgang grenzte an die Gartenmauer. Zwischen dieser und der Hecke war ein kleiner Zwischenraum. Die Mauer war sehr alt, theilweise abgebröckelt, so, daß sie kleine Absätze bildete. Gertrude liebte jedes Versteck, wo sie einsam war und doch Alles überschauen konnte. Sie dachte oft: wie schön es sein müßte da oben zu sitzen und Alles zu übersehen, die Kinder, die Lehrerinen, den Gärtner, die hin und her fliegenden Schwalben und noch Vieles, Vieles.

Eines Tages, als die Zöglinge mit der beaufsichtigenden Lehrerin eben am andern Gartenende standen, schlich sich Gertrude hinweg zum Laubgange, drängte sich hinter denselben, setzte den kleinen Fuß in die Mauerspalte, griff mit beiden Händen nach einem vorstehenden Steine, schwang sich in die Höhe und gelangte wirklich auf den gewünschten Sitz. Da konnte sie nicht nur den Klostergarten, sondern auch die ganze Nachbarschaft überschauen und das kam ihr sehr vergnüglich vor.

Aber es dauerte nicht lange. Sie mochte etwa eine Viertelstunde lang ihre Beobachtungen angestellt haben, als sie ihren Namen rufen hörte. Die Lehrerin hatte sie vermißt und schickte die Kinder aus, Gertrude zu suchen. — Es war strengstens verboten, sich unan-

gefragt zu entfernen. Aber Gertrude meinte, auf sie achte doch Niemand, sie könne es wohl wagen. Jetzt fürchtete sie sich vor der Entdeckung und der darauf folgenden Rüge oder Bestrafung. Sie versuchte rasch herunter zu steigen; doch das ging viel schwerer, als hinauf, dies merkte sie bald. Was sollte sie thun? — Sie wußte sich nicht zu rathen, noch zu helfen. „O warum" — klopfte ihr Herz, — „warum muß ich immer so einsam sein? Warum haben mich die unfreundlichen Kinder ausgestoßen? Bin ich denn schlimmer, als die Andern? Quäle ich Eines von ihnen? Lerne ich nicht eben so fleißig wie sie? Warum lieben sie nur gerade mich nicht? Würden sie mich lieben, wie die Andern, dann säß' ich auch nicht da Oben in Gefahr herabzustürzen." — So klagte ihr Herz und die Angst steigerte sich, denn bereits vernahm sie die Schritte der Nahenden und hörte die Kinderstimmen, welche über Gertrude murrten, daß sie stets ihre Spiele störe. Aber sie sah noch Etwas. — Vom untern Ende des Ganges schritt Fräulein Catharina daher und gerade diese fürchtete Gertrude am meisten. Oft hatte sie in der letzten Zeit die Augen vor deren prüfenden Blicken gesenkt; es war ihr, als durchforschten diese ihre Seele und eine glühende Röthe überzog dabei stets des Mädchens Gesicht. Nun mußte sie auch noch gerade in diesem Augenblicke daherkommen. Sie machte neuerdings einen Versuch von der Mauer zu steigen, ja, in diesem Augenblicke überkam sie der Muth eines Verzweifeln-

den; nur herunter! herunter! gehe es, wie es wolle. Sie kletterte herab, klammerte sich mit beiden Händen an einen Stein; dieser ging aus der Fuge und Gertrude stürzte zu Boden. Ein lauter Schrei drang aus ihrem Munde und dann sank sie bewußtlos in Ohnmacht, das Haupt im noch harten, starren Gestrüppe begraben.

Sogleich war Alles an ihrer Seite. Man suchte das Mädchen zum Bewußtsein zu bringen; alle Kinder boten Hilfe; sie befeuchteten ihre Stirne mit kaltem Wasser, trugen sie heraus in die erquickende Luft, suchten sie aufzurichten, — vergebens! immer sank sie wieder zusammen. Endlich schlug sie die Augen auf und fand sich in Fräulein Catharinens Armen. Da überflog eine Röthe des Schreckens das bleiche Gesicht; aber die Augen der Lehrerin ruhten diesesmal nicht prüfend, sondern in Mitleid auf ihr. Sie hieß die Andern sich entfernen, sprach ermunternd zu Gertruden, damit sie sich aufrichte und auf ihren Arm stütze. Gertrude versuchte es; — aber der Fuß verursachte ihr einen stechenden Schmerz und knickte zusammen. Da nahm Fräulein Catharina das Kind auf die Arme, trug sie den Laubgang entlang und rief den dort arbeitenden Gärtner herbei, um sie in's Krankenstübchen zu tragen. Sogleich wurde sie zu Bette gebracht und der Arzt herbei gerufen.

Gertrude war sehr beschädigt, das Gestrüppe und die Dornen hatten das Gesicht blutig geritzt; die Er-

schütterung verursachte ihr heftigen Kopfschmerz; zum Glücke war aber der Fuß nicht gebrochen, sondern nur überstaucht. Der Arzt ordnete kühlende Ueberschläge an und vor Allem Ruhe, um die klopfenden Pulse zu sänftigen. Mehrere Tage lag Gertrude in einem Halbschlummer voll Fieberfantasien. So oft sie die Augen aufschlug, traf sie Fräulein Catharina, welche entweder arbeitend neben ihrem Bette saß oder an einem kleinen Tische schrieb, immer aber inzwischen auf das kranke Kind blickte und die Ueberschläge auf Stirn und Fuß legte, das Kissen zurecht rückte und weich bettete. Immer war es ein milder, ermunternder Blick, der aus diesen Augen drang. In den Stunden, wo Fräulein Catharina durch ihre Geschäfte abgerufen war, saß eine dienende Schwester neben dem Krankenbette und pflegte das Kind sanft und geduldig. Diese Beiden waren auch die Einzigen, welche sie sah; aber diese Beiden erwiesen ihr Liebe und es zog ein seliges Gefühl in die kleine Brust. Nach mehreren Tagen war sie zu völligem Bewußtsein zurückgekehrt; der Kopf schmerzte sie nicht mehr; die Gedanken wurden wieder klar; sie fühlte sich wohl, nur der Fuß machte ihr das Aufstehen unmöglich.

Jetzt begann eine schlimme Zeit. Fräulein Catharina ließ sie nun öfters allein und legte dafür Bücher auf ihr Bett, um sie damit zu unterhalten. Da stellte sich die Langeweile ein; sie konnte doch nicht immer lesen und es ist hart, den ganzen Tag auf einem Flecke zu liegen, zu wissen, daß d'raußen vor dem Fenster die

ganze Frühlingsherrlichkeit walte. Sie dachte daran, wie die Kinder zu Josephinen gekommen, als diese im Krankenstübchen gelegen, wie sie ihr vorgelesen und erzählt hatten, um ihr die Zeit zu kürzen, und sie verglich nun ihre Einsamkeit damit. Josephine steckte einigemale den Kopf durch die Thüre, und frug leise die Schwester, wie es Gertruden gehe, dann schlich sie wieder fort. Wie gerne hätte die Kranke ihr zugerufen: „Komm'! Komm'! bleib bei mir!" Aber obgleich das Herz dieses stürmisch rief, die Lippen blieben stumm, die Schüchternheit schreckte das Wort zurück. Eine vorwurfsvolle Stimme flüsterte: „Wie oft hast du die gute Josephine im Mißtrauen kurz angefahren, wenn sie sich freundlich dir näherte." —

Als der Fuß nach einigen Tagen immer noch nicht schmerzlos war, als die Langeweile sich mit jeder Stunde mehrte und Gertrude Zeit hatte, Vieles zu denken und zu überlegen, steigerte sich das Gefühl ihrer Verlassenheit. Sie meinte mit jedem Augenblicke müße die Thüre sich öffnen und wenigstens Josephine hereintreten und dann die Eine und Andere; aber es kam Keine. Da brach sie plötzlich in einen Thränenstrom aus, ihre Brust hob sich; sie schluchzte krampfhaft und barg ihr Gesicht in die Kissen.

Sie hatte in diesem Schmerzensanfalle nicht bemerkt, wie die Thüre sich öffnete, Fräulein Catharina eintrat und sich über ihr Lager beugte. Sie merkte es erst, als sie sich von deren Armen umschlungen und

aufgerichtet fühlte, und als deren Hand ihre Thränen trocknete. Aber diese frug sie nicht, was ihr fehle, warum sie so bitterlich weine; o, sie wußte es ja, sie hatte seit Wochen und Monaten Alles gewußt und beobachtet; doch sie wußte zugleich, wie es kommen müsse, damit Gertrude wahrhaft von ihrer innern Krankheit geheilt würde; sie wollte deren eigenem Herzen Zeit gönnen, diese zu erkennen und sich dann herauszuwinden aus ihrer Erstarrung.

Diese Zeit war nunmehr wirklich gekommen. —

Gertrudens Haupt ruhte am Herzen ihrer Lehrerin und erst als die Thränen versiegt waren, sprach diese, um sie zum Geständnisse zu bringen:

„Sag' mir, Gertrude, was dir gar so wehe thut?"

Da schluchzte Gertrude wieder: „Niemand hat mich lieb! kein Mensch! Der Vater hat mich fortgeschickt in's Institut; Frau Schumann zankte immer mit mir und die Lehrerinen haben mich nicht lieb und die Kinder auch nicht." —

Da entgegnete Fräulein Catharina sanft und milde: „Der Vater hat dich aus Liebe fortgeschickt, damit du etwas lernst. Was aber Frau Schumann betrifft, so sage mir, hast du sie geliebt? hast du sie durch freundliches Betragen um Liebe gebeten? — Und die Kinder hier; o, Gertrude, Alle wären dir gewiß voll Liebe entgegen gekommen, wenn du dein Herz ihnen geöffnet hättest. — Halten sie denn nicht Alle geschwisterlich zusammen und machen die kleinen, vorkommenden Zwistig-

keiten nicht gleich wieder der freundlichsten Verträglichkeit Platz? Aber du hast nicht in ihren Bund treten wollen, und sogar die sanfte Josephine durch anhaltende Gleichgültigkeit zurückgestoßen. Jeder Mensch findet Liebe im Erdenleben, wenn er Liebe spendet, und wer klagt, daß er sie nirgends findet, sollte erst im eigenen Herzen forschen, ob er daran nicht selber Schuld trage. Sieh' in dein Herz hinein, Gertrude; hat es nicht stets die Andern der Unfreundlichkeit angeklagt, und hat es auch nur ein einziges Mal nach der wahren Ursache gefragt? Gertrude, Gertrude, die Ursache liegt in dir selber."

Gertrude neigte das kleine Haupt. — Mit Einem Male war der Schleier zerrissen, den die Selbstliebe gewebt hatte, und sie erkannte ihr ganzes Unrecht. Sie fühlte ihr Herz erweichen, es schmolz; der Liebesblick aus dem Auge ihrer Lehrerin war hineingedrungen; es regten sich alle guten Triebe der Kindlichkeit in ihrer Brust und sie schlang die Arme um ihre Lehrerin.

Und nun suchte Fräulein Catharina das Kind zu beruhigen und zu erheitern. Lange blieben sie beisammen, bis Gertrude in einen sanften und tiefen Schlaf verfiel. —

Es war Abend geworden. Die Zöglinge befanden sich im Speisesaale und genoßen die Ruhestunde theils unter Geplauder, theils unter einem Spiele. Fräulein Catharina hatte heute eine Aufsichtslehrerin abgelöst; es herrschte also ein allgemeiner Jubel, als sie so unvermuthet eintrat. Alles schaarte sich um dieselbe und da

war an kein Spiel mehr zu denken. Die Kinder bildeten einen Halbkreis; die Einen umstanden sie, die Andern knieten zu ihren Füßen, — Alle hingen an den Worten ihres Mundes, als sie sprach:

„Kinder ich bin heute eigens zu euch gekommen um euch etwas zu erzählen und an eu're jungen Herzen ein Wort des Ernstes und der Ermahnung zu sprechen: Ich kenne ein Kind, dem starb seine Mutter, als es erst wenige Tage zählte. Es konnte freilich damals nicht fühlen, was für ein großes Unglück ihm damit geschehen sei. Aber ihr, von denen die Meisten noch eine Mutter besitzen, die euch liebt und erfreut, ihr werdet wissen, wie traurig dieses für das arme Geschöpf war. Der Vater konnte sich darüber kaum trösten, und so oft er sein Kind ansah, welches das getreue Abbild der Mutter war, wurde er von Neuem traurig. Da übergab er dasselbe einer Wärterin, von der er wußte, daß sie eine fleißige, reinliche Frau sei und also bei ihr sein Kind wohl versorgt glaubte. Dies war nun auch der Fall; sie sorgte für das leibliche Gedeihen des Kindes; aber es machte ihr so viel Arbeit, es gönnte ihr keine Ruhe bei Tag und Nacht und so kam's, daß sie es nicht liebte, es war ja nicht das Ihrige und die Frau besaß kein sanftes Herz. Aber das Kind merkte bald, daß die Frau es nicht liebe, und es liebte sie auch nicht. So wuchs es auf; es lernte reden und gehen, es lernte vielerlei, nur nicht die Menschen lieben. — Da schickte der Vater es in die Schule

zu andern Kindern; diese sollten es ihm lehren mit ihren freundlichen und glücklichen Herzen. Aber weil das Mädchen finster und trutzig aussah und nicht die schöne Kunst verstand, durch Freundlichkeit die Seelen zu gewinnen, — thaten die Kinder es nicht; sie wendeten sich ab, sie fühlten kein Mitleid; sie hatten keine Geduld mit dem armen, mutterlosen Geschöpfe; sie schaarten sich zusammen und kümmerten sich nicht darum, ob das arme Mädchen in Einsamkeit und Verlassenheit wie eine Blume ohne Sonnenschein verwelke.

„Kinder! wißt ihr, von wem ich spreche? Es ist die arme Gertrude, welche Keines aus euch liebt, weil sie finster aussieht und euch nicht freundlich entgegen kam, wie sie wohl gesollt hätte; — Gertrude, die seit Wochen einsam im Krankenstübchen liegt, — Gertrude das arme Waisenkind" —

Fräulein Catharina konnte nicht weiter reden; ihre Stimme verhallte unter dem Schluchzen der Kinder; doch damit war auch der Sieg für die arme Gertrude errungen. Jedes wollte sogleich fort in das Krankenstübchen, sie lieb haben und Alles mit doppelter Freundlichkeit gut machen. Aber Fräulein Catharina sagte: „Nein, nein, jetzt schläft sie; auch darf sie es nicht merken, daß erst ich euch daran erinnern mußte. Wenn die Liebe wohl thun soll, muß sie als ein freies Geschenk des Herzens sich nahen. Josephine, sieh einmal du nach ihr und berichte uns wie es ihr geht." —

Josephine mochte die verborgene Meinung der ge-

liebten Lehrerin verstehen, denn eine freudige Röthe überflog ihr Gesicht. Sie küßte derselben nach üblicher Sitte, doch im Drange des Herzens, die Hand und eilte fort. Aber sie kehrte lange nicht mehr zurück. Nach Verlauf einer Stunde verließ Fräulein Catharina die Kinderschaar und begab sich in's Krankenstübchen. Da fand sie die beiden Kinder neben einander auf dem Bette sitzend und in Gertrudens Auge glänzte der hellste Freudenstrahl: es war mit Einem Male Frühling geworden in dem jungen Herzen.

Von diesem Tage an wurde es anders im Krankenstübchen. Zu jeder freien Stunde kamen einzelne Kinder und setzten sich zu Gertruden; sie lasen ihr vor, erzählten ihr und kein Wörtchen berührte die frühere Zeit. Als Gertrude wieder auf dem Fuße stehen und gehen konnte, stützten und führten sie die Mitschülerin voll Sorgsamkeit. Den ersten Gang aber lenkte Gertrude an Fräulein Catharinens Arme zum lieben Muttergottesbilde. Dort knieten sie neben einander und dieses Mal schien es Gertruden, als ob wirklich das Bild wunderbarlich auf sie hernieder lächle. —

Inzwischen hatte der Frühling im Garten gewaltet. Bäume und Blumen standen in vollster Pracht; immer neue Blüthen brachen hervor. Aber auch in Gertrudens Gemüthe war es vollkommener Frühling geworden; vor Allem lächelte Glück und Freundlichkeit aus ihrem Auge; sie zeigten sich in jedem ihrer Worte, ja, in jeder Bewegung, besonders in jeder That. Auch das Lernen gelang

ihr nun doppelt so gut, wie Alles, was mit Freudigkeit und Glück vollbracht wird. —

Nach kurzer Zeit war sie der allgemeine Liebling der Zöglinge geworden und alle Lehrerinen zeigten ihr Liebe, wie sie hinwieder auch an Allen mit kindlicher Hingebung hing. Doch Fräulein Catharina betrachtete sie als ihre zweite Mutter, sie hatte ihr ja gleichsam ein zweites, glückliches Leben gegeben.

Das ist die kleine Frühlingsgeschichte einer Seele, die ich zu Nutz und Frommen mancher Kinder geschrieben habe; aber noch ein anderes Verlangen leitete mich dabei: —

Viele, viele Jahre sind darüber hingezogen. Gertrude ist inzwischen eine glückliche Hausfrau geworden, die ihre eigenen Kinder in das Institut schicken kann; sie ist geliebt und geschätzt von Jedem, der in ihre Nähe kommt. Ihre ehemaligen Mitschülerinen sind zerstreut im ganzen Lande; aber wenn die Eine und Andere sich begegnet, taucht ein frohes Erinnern an jene schöne Institutszeit auf. Ich selber bin inzwischen fast alt geworden, doch unverbleicht stehen all' die Bilder jener Tage vor meiner Seele.

Während ich dieses schreibe, erschallen im nahen Klosterinstitute der englischen Fräulein zu Nymphenburg die Todtenglocken. Ich höre sie nicht; dennoch ist mir's, als schlüge jeder Ton an mein Herz und es klopft ihnen

entgegen mit tiefer Seelentrauer. — Es ist das Grabgeläute für Catharina di Gracho, der General-Oberin aller englischen Institute in Bayern, — jener Catharina, von welcher meine Erzählung berichtete. — Ich habe ihr in diesen ernsten Stunden dieses kleine Denkmal gesetzt und darauf stehen nur die Worte:

Liebe und Dankbarkeit.

Zum Schlusse.

So bin ich nun in Lust und Bangen
Mit Dir, Du liebe Kinderschaar,
Den trauten Jugendpfad gegangen,
Der einstmals auch der meine war.
Es sind die längst entfloh'nen Stunden
Geworden mir zur Gegenwart,
Ich hab' mit Dir gedacht, empfunden,
Ich hab' gescherzt in Deiner Art.

Du, junge Schaar, wirst meinem Leben
Ein steter Lenz voll Blüthen sein,
Mir Frühlingsduft im Alter geben
Und freudenreichen Sonnenschein.
D'rum will ich gerne bei Dir weilen
Mein ganzes Erdenleben lang,
Will Deine frohen Spiele theilen
Mit einem lauten Liedersang.

Und was mir Gott an Freude schenket,
Und was Er mir an Glück gewährt,
Sei wiederum Dir zugelenket,
Sei Dir als Gabe treu bescheert.
Von jedem Gange will ich bringen,
Als wie die Biene, Honigseim
Auf fröhlichen Gedankenschwingen
Für Dich in meine Zelle heim.

Ja, möcht' ich durch mein ganzes Leben
Mit einem frommen, frischen Geist,
Dir Lust und gute Lehre geben,
Wie Gottes Wort mich lehren heißt!
Dann bin ich fröhlich und zufrieden,
Und habe meine Pflicht gethan,
Ich will ja keinen Ruhm hienieden
Und fleh' nur Gott um Gnade an! —

Inhalt.

Druck von Fr. Xer. Hübschmann.

Braun, Isabella

Freuden und Leiden aus dem Kinder-Leben Ein Preisbüchlein für gute fleiß
ige Kinder

München 1857